



2. Biographie

FELIX SCHANDL

»Meine ganze Kraft gehört dem großen Geschehen«

Edith Stein (1891–1942) in und zu beiden Weltkriegen

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor einem Jahrhundert erinnert zum einen an die tödliche Spirale der Gewalt, der Strategien und Bündnismechanismen, die das Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914 in Gang setzte bzw. für die es zum Anlass genommen wurde. In der Rückschau tritt umso deutlicher vor Augen, wie eine aufgeheizte Stimmung mit ihren Feindbildern und nationalistischen Ressentiments, ein tiefes gegenseitiges Misstrauen bei fehlendem Deeskalationswillen und schließlich eine nachgerade wahnsinnige Lust, »es darauf ankommen zu lassen« und dem Gegner zuvorzukommen, die Kriegsfurie entfesselt. Doch ebenso befremdet heute, wie viele nachdenklichere Leute sich vom Krieg haben begeistern lassen und davon sogar eine Erneuerung der Gesellschaft und vor allem des Gemeinsinns erhoffen konnten. Vermutlich auch deshalb, weil ihnen nach 44-jähriger Friedenszeit die Erfahrung seiner Grausamkeiten abging, die der technische Fortschritt gerade auch im Rüstungsbereich zu bis dahin ungekannten mörderischen Materialschlachten zu steigern vermochte.

VEITSTÄNZE

Auch die Fülle der Folgen und Zusammenhänge dieses Weltkrieges kommt heute deutlicher ins Bewusstsein. Das Kriegsende 1918 führt zur völligen geographischen und politischen Neuordnung speziell des mittel- und südosteuropäischen Raumes, die sich bis in die Gegenwart auswirkt, insbesondere was die ehemalige Sowjetunion betrifft. Das Ende der Monarchien und die nicht ganz konsequente nationalstaatliche





Zerteilung Österreich-Ungarns führen zumeist keineswegs zu stabilen demokratischen Staaten. Vielmehr etablieren sich in den meisten europäischen Ländern der Zwischenkriegszeit autoritäre bis faschistische Regime (in Spanien mit blutigem Bürgerkrieg). Unklug übertriebene und revanchegeleitete Friedens- und Reparationsbedingungen werden speziell in Deutschland als Demütigung empfunden und vom rechten politischen Spektrum bereitwillig, mit wachsendem Erfolg und mit der Gefährdung der jungen Demokratie durch zwei Totalitarismen von links und rechts instrumentalisiert. Die Schwäche der demokratischen Mitte ermöglicht die späte, doch umso folgenschwerere deutsche »Machtergreifung« des Jahres 1933 durch eine mehr als dubiose Figur, die allerdings gekonnt und raffiniert messianische Stimmungen zu entfachen und andere zu täuschen imstande ist.

Diese Entwicklung gipfelt anscheinend unaufhaltsam in der vor nunmehr 75 Jahren und also nur 25 Jahre später mutwillig ausgelösten Katastrophe des Zweiten Weltkrieges wie auch des noch unvergleichlicheren »industriellen« Holocausts und Massenmordes aus rassistischen Beweggründen. Angesichts eines im Jahre 1941 weitgehend (nur Großbritannien, die Schweiz und Schweden ausgenommen) totalitär beherrschten Europas beeindruckt die mutige und riskante Kraftanstrengung der westlichen Alliierten, mit Landungen in Sizilien (1943) und der Normandie (vor 70 Jahren) und unter hohen eigenen Opfern diesen Kontinent für Freiheit und Demokratie zurückzuerobern. Natürlich möchte man Europa damit auch – wenigstens zu einem guten Teil – einer drohenden – unter entgegengesetzten ideologischen gesetzten Vorzeichen – totalitären sowjetischen Vormacht entreißen, wengleich diese als notwendiger Verbündeter in diesem Krieg auch den höchsten Blutzoll an Menschen zu leisten hatte (dieser Lage entsprechen letzte Versuche im bizarren »Untergang« des »Dritten Reiches«, vor allem noch mit den »Westmächten« verhandeln und mit ihnen gegen die Sowjetunion vorgehen zu wollen).

Nach 1945 müssen weitere 44 Jahre vergehen, bis der »Mauerfall« die Nachkriegsordnung des »Kalten Krieges« aufbricht. Doch seitdem reißen die Wunden regionaler Krisen- und Konfliktherde weltweit immer wieder auf. Europa selbst wird umgehend konfrontiert mit der Tragödie der mutwilligen und grausamen Zerstörung Jugoslawiens. Sie beginnt mit der Entrechtung insbesondere der Kosovoalbaner, markiert durch eine Jubiläumsrede des späteren Kriegsherrn am 28. Juni 1989 auf dem gleichnamigen »Amsfeld« und gipfelt in »eth-





nischen Säuberungen« in Bosnien-Herzegowina und Teilen Kroatiens ab 1991. Eine Schlacht auf den Tag genau 600 Jahre vorher endete mit katastrophaler Niederlage des christlichen serbischen Heeres und dem Sieg der islamischen Osmanen. Sie begründete deren lange Herrschaft auf dem Balkan und in Südosteuropa, während das serbische »Blutopfer« dieses 28. Juni (als »Vidovdan« oder St.-Veits-Tag) sich über Jahrhunderte zum nationalen Mythos auswuchs, der sowohl die Befreiung von der osmanischen Oberhoheit im 19. Jahrhundert motivierte wie auch der Rechtfertigung von Grausamkeiten mehrerer Balkankriege im Laufe des 20. Jahrhunderts unheilvoll diente. Die jahrelange Belagerung und Beschießung der Hauptstadt Sarajevo und tragische Ereignisse wie der Massenmord von Srebrenica im Juli 1995 führen endlich zum nachhaltigen militärischen Einsatz Europas, wengleich sich die politische Friedenslösung von 1995 heute als Hemmschuh einer wirklichen Entwicklung darstellt. Ein hoffentlich letztes »Nachspiel« wird der erste Kriegseinsatz der NATO 1999 gegen Serbien sein, um das angelaufene End-Massaker im Kosovo zu stoppen. Mit dem alsbaldigen Sturz dieses bei aller Grausamkeit und Raffinesse epigonalen Kriegstreibers und seiner Überstellung am 28. Juni 2001 an den Internationalen Gerichtshof in Den Haag (wengleich er sich, wie so manche, der irdischen Gerichtsbarkeit entziehen kann) schließt sich möglicherweise endgültig der Kreis eines kriegerischen »Veits-tanzes«, der auf diesen Tag genau 87 Jahre zuvor mitten in Europa begonnen hatte.

Betrachtet man allerdings das aktuelle Gebaren des derzeitigen »Herrschers aller Reußen« gegenüber der Ukraine und dem zivilisierten Teil der Welt, könnten einem durchaus Zweifel befallen, ob dieser Kreis – zumindest in Europa – wirklich und endgültig geschlossen ist. Scheint doch hier ein Staatsmann – bei aller taktischen Schläue und Doppeltzüngigkeit wirtschaftlich und politisch für sich und sein Land ohne wirkliche Perspektiven, doch personell alternativlos – absichtlich oder unbewusst in jenen Mythen, Mentalitäten und Verhaltensmustern des frühen 20. Jahrhunderts gefangen oder in sie zurückgefallen. Diese besitzen das bedrohliche Potential, erneut zumindest regionale »Veits-tänze« zu entfesseln. Dass »Gasputin« zudem in aktuellen Kriegs- und Krisengebieten seine Hände im Spiel hat, trägt nicht eben zur Beruhigung bei. Wie »Europa« mit dieser akuten Krise und Herausforderung umgehen wird, deren Dimensionen längst nicht allen bewusst sind, bleibt mit Spannung abzuwarten.





Denn seit dem ersten Golfkrieg 1991 und spätestens seit dem 11. September 2001 manifestiert sich ein weitreichender Konflikt entlang den Bruchlinien zwischen »westlichen« Einflussphären und islamistischem Gegenterror. Er zeitigt – stellvertretend für diverse Interessen und leider oft mit wenig Weitsicht und politischer Vernunft auf westlicher Seite – unvorstellbare Grausamkeiten mit vielen Opfern, »scheiternde« Staaten und gigantische Flüchtlingsströme: in Afghanistan (und Pakistan), in Somalia, im Irak, in Syrien und schon in Libyen und südlich der Sahara und inzwischen (als einzigem Land der »Arabellion«) vor allem in Syrien. Dieser Konflikt war »im Kleinen« und unter anderen Vorzeichen bereits auf dem »Balkan«, in Bosnien und im Kosovo zu spüren, wo dem »Im-Stich-gelassen-Sein« durch »Europa« die oft unerbetene »islamische Solidarität« aus der Türkei, aus Saudi-Arabien und reichen Golfstaaten, aber etwa auch aus Afghanistan entgegentritt. Inzwischen droht sich dieser Konflikt, in dessen Zentrum nun der sogenannte »Islamische Staat« steht, und in den viele »Interessenten« verwickelt sind, im Nahen Osten zum Flächenbrand auszuweiten; welche Rolle dabei die Türkei spielt und ob sie Teil Europas sein oder werden kann, stellt sich dabei als Frage von enormem Gewicht, die weit über die vordergründigere ihres EU-Beitritts hinausgeht und auch die Integration der schon in Europa lebenden Muslime betrifft. Europa selbst kann sich diesen Entwicklungen gegenüber ebenso wenig abschotten wie auch einer notwendigen konstruktiven Auseinandersetzung damit entziehen. In diesem Zusammenhang definiert sich auch die Frage nach der Rolle von Christentum und Kirche(n) neu – jenseits der derzeit vorherrschenden Tendenz, sich vor allem mit sich selbst und den eigenen Strukturen und Einflussmöglichkeiten zu beschäftigen. Das aber wäre ein eigenes Thema.

»PREUSSISCHE STAATSANGEHÖRIGE UND JÜDIN«

Man verzeihe diese ausführlichere einleitende Betrachtung, die ich für unumgänglich halte, um nicht bloß historisch beleuchten, sondern wirklich und aktuell verstehen zu können, wie, mit welchen Motiven und aus welchen Zusammenhängen die nunmehr heilige Edith Stein (1891–1942) zur Erfahrung der beiden Weltkriege, die sie erlebt (und den zweiten davon nicht überlebt!) hat, Stellung nimmt und darauf reagiert bzw. damit umgeht. Quellenmäßig sind wir dabei relativ gut





unterrichtet. Die unmittelbarsten Eindrücke offenbaren ihre Briefe, die ab dem Jahr 1916 erhalten sind (ESGA¹ 2–3), darunter die besonders wertvollen und inhaltlich tiefeschürfenden an Roman Ingarden zwischen 1917 und 1938 (ESGA 4). Diese Korrespondenz versiegt ab 1933, der persönlichen und auch inhaltlich-religionsphilosophischen Differenzen wegen und wohl auch deshalb, weil sie im Kloster, er in seiner polnischen Heimat lebt. Bei der übrigen hingegen verhält es sich umgekehrt: die frühen Jahre sind naturgemäß nur schütter vertreten und enthalten bis auf zwei nachdenkliche Briefe an ihre Schwester Erna vom Juli 1918 (vgl. 2²,31–33) keine hierzu relevanten Aussagen. Ihre Studie »*Untersuchung über den Staat*« (ESGA 7), 1920–1924 verfasst und 1925 veröffentlicht, reflektiert auf philosophischem Niveau die Summe ihrer Sicht des Politischen einschließlich ihrer praktischen Erfahrungen mit dem Kaiserreich und der Weimarer Republik, als sie sich bereits in religionsphilosophische Felder begeben hat. Nachträgliche Einblicke in ihre Erfahrungen und Reflexionen zum Ersten Weltkrieg gewährt sie uns in einer Rückschau aus dem Abstand von 20 Jahren: Ihre hauptsächlich von 1933–1935 (mit einem Nachtrag vom Januar 1939 über ihr »Rigorosum« 1916 in Freiburg) verfasste Autobiographie »*Aus dem Leben einer jüdischen Familie*« (1,2–343) berichtet in ihrem längsten Kapitel ausführlich über ihre Zeit im Lazarettendienst (1,262–303), eingebettet in weitere Hin- und Ausführungen (1,240ff). Leider kommt sie nicht mehr dazu, darin auch die Zeit des Umsturzes von 1918/19 zu beschreiben.

Aus der Zeit des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges hat Edith Stein uns über die deutlich zahlreicheren Briefe hinaus eine Reihe kürzerer Gelegenheitsschriften, darunter Rezensionen, sowie die Texte von Ansprachen an und kleiner religiöser Sketche für ihre Konvente in Köln und Echt hinterlassen. Wo sie darin auf die Zeitergebnisse zu sprechen kommt, geschieht es in relativ deutlichen, gelegentlich symbolisch und geistlich verschlüsselten Aussagen und Anspielungen. Ihre diesbezüglichen Texte verfasst sie mit Absicht als Denkschriften für die Konvente in Köln und vor allem in Echt, wo sie ab 1933 bzw. 1939 lebt, aber teilweise auch für die Öffentlichkeit. Ausdrücklich betont dies bereits das aufschlussreiche Vorwort ihrer Autobiographie (1,2–4). Diese einem Brief an Papst Pius XI. folgende und umfangreichste ihrer Denkschriften bleibt bedauerlicherweise

¹ Zitate aus der Edith-Stein-Gesamtausgabe [ESGA]: Quellenangaben in Klammern (Band, Seitenzahl) im Text.





unvollendet und zu ihren Lebzeiten unveröffentlicht, sogar ihren Kontexten weithin unbekannt. Leider beschränkt sich auch die unmittelbare Reichweite der meisten anderen dieser Stellungnahmen auf den klösterlichen Binnenraum und persönliche Einzelkontakte. Lediglich zwei weitere dieser Denkschriften dürften eine breitere und hoffentlich aufmerksame und hellhörige Leserschaft erreicht haben. Zum einen ihr Beitrag »Über Geschichte und Geist des Karmel« (19,127–139) in der Sonntagsbeilage »Zu neuen Ufern« der überregionalen katholischen »Augsburger Postzeitung« vom 31. März 1935. Zum anderen ihr 1937 und sogar in 2. Auflage 1940 in einer Reihe für katholische Studenten erschienener Aufsatz »Das Gebet der Kirche« (19,44–58); auf diese drei ebenso brisanten wie aussagekräftigen Texte samt kleineren brieflichen Äußerungen wird noch ausführlicher eingegangen. In ihren Rezensionen und kurzen Zeitschriftenaufsätzen fallen gelegentlich knappe zeitkritische Bemerkungen; wie viel Aufmerksamkeit diese finden konnten, sei dahingestellt. Der ihrer Begabung entstammende Sketch »Nächtliche Zwiesprache« (20,238–244) aus Echt 1941 rundet kreativ die Reihe ihrer Denkschriften ab.

Diese »politische« Dimension der »frühen« und auch der »späten« Edith Stein wird gerne übersehen, obwohl dieser Zug auch an der religiös Suchenden, der Christin und der Karmelitin im »Dritten Reich« deutlich sichtbar bleiben wird. Schon als Studentin steht sie ihrer eigenen Erinnerung nach zunächst »stark unter liberalen Einflüssen« (1,144): folglich widmet sie sich politisch-pädagogischen Initiativen zur Gleichberechtigung der Frauen und Hebung der Volksbildung (vgl. 1,88.144–146.147ff; 2²,188). Ihre »Liebe zur Geschichte« bedeute ihr schon früh, wie sie mit Nachdruck ausführlich festhalten wird, »keine bloß romantische Versenkung in vergangene Zeiten; mit ihr hing aufs engste zusammen eine leidenschaftliche Teilnahme an dem politischen Geschehen der Gegenwart als der werdenden Geschichte, und beides entsprang wohl einem ungewöhnlich starken sozialen Verantwortungsbewusstsein, einem Gefühl für die Solidarität der Menschheit, aber auch der engeren Gemeinschaften. So sehr mich ein chauvinistischer Nationalismus abstieß, so fest war ich doch immer wieder von dem Sinn und der natürlichen wie geschichtlichen Notwendigkeit einzelner Staaten und verschiedengearteter Völker und Nationen überzeugt. Darum konnten sozialistische Auffassungen und andere internationale Bestrebungen niemals Einfluss auf mich gewinnen. Mehr und mehr machte ich mich auch von den liberalen Ideen frei, in denen





ich aufgewachsen war, und kam zu einer positiven, der konservativen nahestehenden Staatsauffassung, wenn ich mich auch von der besonderen Prägung des preußischen Konservatismus immer freihielt. Zu den rein theoretischen Erwägungen kam als persönliches Motiv eine tiefe Dankbarkeit gegen den Staat, der mir das akademische Bürgerrecht und damit den freien Zugang zu den Geisteswerten der Menschheit gewährte« (1,145–146).

Bis Ende 1938 wird sie im Kölner Karmel leben, wirken und vor allem beten. Noch vor ihrem Eintritt im Oktober 1933 hatte sie in Breslau ihre Autobiographie mit den »*Erinnerungen meiner Mutter*« begonnen (vgl. 1,2ff.357). Den größten Teil kann sie bis »*Mai 1935*« (1,331, vgl. 2–330) fertigstellen; dann muss sie die Arbeit daran zugunsten ihres Hauptwerkes »*Endliches und Ewiges Sein*« (ESGA 11/12) und anderer philosophischen Arbeiten unterbrechen. Schon 1937 hatte sie sich für eine mögliche Versetzung nach Palästina begeistert (wo ihre Ordensgemeinschaft am Berge Karmel entstanden war und im frühen 13. Jh. seine »*Lebensform*« [Regel] erhalten hatte): »*Ich möchte nirgends anders hin, wenn sich auch für mich einmal die Notwendigkeit ergäbe, D[Deutschland] zu verlassen. Es ist mir immer ein sehr lieber Gedanke, dass es dort mehrere Klöster unseres Ordens gibt*« (Brief 527 [19. 10. 1937]: 3²,267). Allerdings nimmt diese Idee keine konkrete Gestalt an (vgl. Brief 579 [7. 12. 1938]: 3²,323, Anm. 3) und findet in ihrem Chronikbeitrag 1938 (vgl. 1,345–362) keine Erwähnung (mehr).²

Nach der zynisch so genannten »*Reichskristallnacht*« (9. 11. 1938) wird das Risiko, sich selbst, aber auch – in »*Sippenhaft*« – den Kölner Karmel zu gefährden, endgültig zu groß. Ihre unmittelbare briefliche Reaktion³ darauf: »*Sie können sich denken, dass ich jetzt auch sehr schwere Sorgen um meine Angehörigen habe. Wollen Sie mir helfen, dass auch für sie ein großes Licht in der Dunkelheit aufgeht?*« (Brief 577 [10. 11. 1938]: 3²,321). Offensichtlich geben zum 1. Januar 1939 in Kraft tretende verschärfte Registrierungsgesetze für Juden den Aus-

² Mit dem Karmelgebirge in Israel/Palästina als Ursprungsort und seiner geistig-geistlichen Verbindung mit der Leitfigur des Propheten Elija wurzelt der Karmelitenorden als einziger katholischer Orden in diesem geistig-geographischen jüdischen Bezug. – Nach Brasilien auszuweichen (vgl. Brief 606 [18. 3. 1939]: 3²,356–357) wurde ihr wohl etwas leichtfertig angeboten und auch nicht angenommen.

³ Edith Stein hatte seit Dezember 1937 das Amt der »*Windnerin*« inne, die für Kommunikation und Verkehr nach außen (Pforte und Telefon) zuständig war und daher schneller als über die Briefkorrespondenz Informationen erhalten konnte (vgl. Briefe 538.539.568.574: 3²,280–282.310–312.319).





schlag, im buchstäblich letzten Moment, am letzten Tag des Jahres 1938, in den nahen Konvent Echt im Süden der noch freien Niederlande auszuweichen (vgl. 1, X–XI). Ab dem Neujahrstag, exakt 17 Jahre nach ihrer Taufe, wäre Edith Stein wie alle deutschen Jüdinnen verpflichtet gewesen, einen mit »J« gekennzeichneten Pass mit Zusatznamen »Sarah« zu führen!⁴ Von Echt aus hofft sie nun, unbehelligter die solidarische Verbindung mit ihren Angehörigen und Freunden aufrechterhalten zu können. Anfang Dezember trifft bei der Priorin die erbetene Zustimmung des grenznahen niederländischen Karmel Echt zur Übersiedlung ein, möglicher Zensur wegen getarnt formuliert: »da Ihre l[ie]b[e] Schw[ester] Benedicta [der] Luftveränderung notwendig bedarf, bitte ich E[uer] Ehrwürden dringend, sie sobald wie möglich hierher kommen zu lassen« (Brief 579 [7. 12. 1938]: 3²,322). Rasch trifft sie auch letzte Vorbereitungen, den schon unwahrscheinlich gewordenen Druck ihres 1936 abgeschlossenen Hauptwerkes doch noch zu ermöglichen: »Wie es mit dem Erscheinen wird, weiß ich noch nicht. Sollte es noch möglich sein, so würde es mein Abschiedsgeschenk an Deutschland sein. ... Heute bekamen wir die sehr liebevolle Zusage [aus Echt]. Wenn alle Papiere so schnell zusammen zu bringen sind, möchten wir es noch vor dem 31. 12. bewerkstelligen« (Brief 580 [9. 12. 1938]: 3²,324). Sie steht vor einer der des Jahres 1933 vergleichbaren, nunmehr zugespitzten Situation, was ihren offensichtlich nun in kürzester Zeit verfassten Kölner Chronikbeitrag einleitend motiviert: »Vielleicht werde ich schon bald nach Weihnachten dieses Haus verlassen. Die Umstände, die uns genötigt haben, meine Versetzung nach Echt (Holland) einzuleiten, erinnern lebhaft an die Zeitverhältnisse bei meinem Eintritt. Es steht wohl ein innerer Zusammenhang dahinter« (1,345). Es folgt noch eine »Zitterpartie« bis zum letzten Moment: »Ich musste die Weihnachtsoktav benutzen, um zum Aufbruch – voraussichtlich fürs ganze Leben – zu rüsten. Am 31. XII. früh erhielt ich den Pass, und nachmittags bin ich abgefahren« (Brief

⁴ Der somit gerade noch mögliche Grenzübertritt erfolgte riskant, gut begleitet und etwas getarnt, doch offensichtlich völlig legal. Vgl. 3²,324, Anm. 4; 3²,351, Anm. 9.

⁵ Am 17. 12. hatte das Konventkapitel des Kölner, am 20. 12. das des Echter Karmel kanonisch dem Übertritt zugestimmt; jeweils (ungewöhnlich rasch) bestätigt von den zuständigen Ortsbischöfen von Köln (22. 12.) und Roermond (21. 12.). Edith Steins förmliches Gesuch an die zuständige damalige Religiösenkongregation in Rom datiert vom 26. 12. 1938. Am 19. 1. 1939 (Brief 594: 3², 336–338) gestattet diese per Antwortschreiben an den Ordensprovinzial [weshalb Edith Stein es Ende 1939 noch nicht »zu Gesicht bekommen hatte« (Brief 647 [13. 11. 1939]: 3²,407)] den Übertritt bedingungs-





593 [14. 1. 1939]: 3²,335–336). Schließlich kann sie schon in ihrem ersten Brief aus Echt berichten:⁵ »In der Weihnachtsoktav kamen fast wunderbar schnell die nötigen Unterlagen zur Abreise zusammen. Ein treuer Freund unseres Hauses (d. h. des Kölner Karmel) hat mich am Sylvesterabend hergebracht. Die guten Schwestern hier hatten alles aufgeboten, um die Einreiseerlaubnis schnell zu erwirken, und mich mit herzlicher Liebe aufgenommen. Es ist ja der alte Kölner Karmel hier, wie Sie vielleicht noch aus der Jubiläumsschrift wissen. Ich durfte mit dem Auto, das mich herbrachte, erst noch nach der Schnurgasse^[6] fahren und den Segen der Friedenskönigin für die Fahrt holen. Wie schmerzlich der Abschied von der lieben klösterlichen Familie in Lindenthal war, besonders von den guten Müttern, das brauche ich Ihnen nicht zu schildern« (Brief 586 [3. 1. 1939]: 3²,329, vgl. Brief 595 [22. 1. 1939]: 3², 338–339). Sie hat nach alledem »die feste Überzeugung, dass es so der Wille Gottes sei und dass damit Schlimmeres verhütet werden könne. Ein äußerer Druck war noch nicht erfolgt« (Brief 595 [22. 1. 1939]: 3²,338).

Kaum in Echt angekommen, kann sie ihrer Autobiographie unter dem Datum »Echt, 7. I. 39« (1,331) noch einige Seiten anfügen (1,331–343). Zu Kriegsausbruch befindet sie sich somit im vorläufig sicheren Exil des Nachbarlandes; mit dessen Besetzung im Mai 1940 kehrt die bedrohliche Lage wesentlich verschärft zurück. Im November 1941 legt sie die Frage ihres Status und Ortes im Orden (also noch nicht die einer Ausreise ins Ausland!) mit folgenden Worten in die Hände ihrer Oberen: »Ich möchte in der Angelegenheit meiner Stabilität nun gar nichts mehr tun. ... Ich bin mit allem zufrieden. Eine ›Scientia Crucis‹ [Kreuzwissenschaft] kann man nur gewinnen, wenn man das Kreuz gründlich zu spüren bekommt. Davon war ich vom 1. Augenblick an überzeugt und habe von Herzen: Ave, Crux, spes unica! gesagt« (Brief 710 [undatiert]: 3²,500). Mit diesem – nun übersetzten – lateinischen Gruß der Kreuzverehrung der katholischen Liturgie der Passionswo-

weise für 3 Jahre mit der üblichen Auflage, dann neu für eine endgültige Genehmigung anzusuchen. Dieser stimmten 1941 die Konventkapitel in Köln (23. 11.) und Echt (12. 12.) zu (vgl. Briefdokumente 583–585.594.647.723: 3²,326–328.336–338.406–408.514–516 mit Anmerkungen). Man kann erahnen, was es für die zeitlebens glühende Patriotin bedeutet, nun zu denen zu gehören, die unfreiwillig im Exil und damit, jedenfalls vorläufig, in Sicherheit sind. Wie schon in Köln belegen ihre Briefe die Spannung zwischen »Geborgenheit« im Willen Gottes und wachsender Gefährdung.

⁶ Der ursprüngliche, 1802 säkularisierte und nach dem Krieg von Köln-Lindenthal hierherverlegte Karmel.





che eröffnet sie ihre Ansprache zum Fest Kreuzerhöhung am 14. 9. 1939 (zwei Wochen nach dem Überfall auf Polen): »Kreuz, einzige Hoffnung, sei begrüßt« (20,118.121.122). Auch in den folgenden beiden Jahren enthalten ihre Ansprachen zu diesem Fest entsprechend deutliche Hinweise (vgl. 20,145–142.147–151). Letzte Versuche, »*Endliches und Ewiges Sein*« in den Niederlanden oder den USA erscheinen zu lassen, bleiben 1940/41 erfolglos (vgl. Briefe 659.662.664.718: 3²,420–421.429.431–432.509). Ihre Studie »*Wege der Gotteserkenntnis*« (ESGA 17) kann erst posthum erscheinen. Ihre letzte Studie über Johannes vom Kreuz und seine mystische Theologie mit dem bezeichnenden Titel »*Kreuzeswissenschaft*« (ESGA 18) hat sie fast fertiggestellt (sie wird 1950 als erster Band der »*Edith-Stein-Werke*« [ESW] erscheinen). Am 2. August 1942, fast genau 28 Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, wird sie mit ihrer Schwester Rosa aus dem Echter⁷ Karmel heraus verhaftet. Voraus ging dem ein mutiger, doch vergleichsweise aussichtsloser Protest der niederländischen Kirchen und insbesondere der Bischofskonferenz gegen die beginnenden Deportationen. Natürlich ist in diesem Zusammenhang eine sachliche Diskussion darüber angebracht, wie dieser Vorgang zu bewerten ist, der achteinhalb Jahre nach der »Machtergreifung«, inmitten eines für das NS-Regime an jeder Front noch höchst erfolg- und aussichtsreichen Krieges und begrenzt auf die sehr lokale Ebene eines okkupierten Kleinstaates erfolgte, und wie seine Wirkmöglichkeit mit der eines deutlichen Papstwortes zu Beginn der »Machtergreifung« zu vergleichen wäre. Die spät begonnenen, buchstäblich im letzten Moment noch zu beschleunigen versuchten Bemühungen um Ausreise in die Schweiz blieben dann doch erfolglos. Sie werden schließlich zu einem durchaus tragischen Teil jenes Verhängnisses, dass sie in ihrer gläubigen Haltung auf sich nehmen kann.⁸

⁷ Die Hoffnung, vorerst von den Deportationen ausgenommen zu werden, spiegeln die Briefe 754.755.759: 3²,558–560.565–567. Das bei der Verhaftung in Echt angeblich gefallene, berühmt gewordene Diktum »Komm, wir gehen für unser Volk« ist nicht zweifelsfrei als authentisch zu verifizieren, träfe aber ihre feststellbare Intention (vgl. zuletzt Felix M. Schandl: *Gewaltexzess und Glaubenskraft*. Edith Stein, Gertrud von le Fort und die »Gespräche der Karmelitin«), in: *Theologie und Philosophie* 81/1 (Freiburg/Br. 2006) 76–92, hier 84, Anm. 60).

⁸ Am 31. 12. 1941 bittet sie ihre Schweizer Freundin H. V. Borsinger um Hilfe für eine Aufnahme für den Fall, dass eine tatsächliche Ausweisung der für staatenlos erklärten »Nichtarier« im besetzten Ausland erfolgen würde (vgl. Brief 723: 3²,514–516; vgl. Brief 735: 3²,532–533). Noch ahnt sie nicht, dass diese Maßnahme nicht der Vorbereitung





Nach kurzer Internierung in der »Durchgangsstation Amersfoort« (Brief 766 [4. 8. 1942]: 3²,572) gelangen sie zwei Tage später per Fußmarsch in das Sammellager Westerbork/Drenthe. Das dortige Befinden beschreibt Edith Stein folgendermaßen: »Wir sind ganz ruhig und fröhlich. Natürlich bisher keine hl. Messe und Komm[union]; kommt vielleicht später. Nun kommen wir ein bisschen dazu zu erfahren, wie

einer Ausweisung, sondern – wie sich bald herausstellt – der Registrierung für geplante Deportationen dienen würde (vgl. Brief 726: 3²,519–521, Anm. 4). Am 30. 6. 1942 bittet der für eine solche Aufnahme vorgesehene Karmel in Le Paquier die Echter Priorin um Auskünfte für eine Entscheidung, Edith Stein »lebenslänglich bei uns aufzunehmen«, da dies nun Bedingung der Schweizer Fremdenpolizei sei und diese »umgehende Erledigung« des Verfahrens wünsche (Brief 747: 3²,548). Am 23.07. beschließt der benachbarte Konvent der Karmelittinnen vom Göttlichen Herzen, Seedorf, ihre Schwester Rosa »pour un temps illimité« (auf unbegrenzte Zeit, Brief 756: 3²,561, vgl. 3²,558–559) aufzunehmen. Am 24. 7. bedankt sich Edith Stein persönlich bei der Priorin von Le Paquier, wobei sie andeutet: »Nous ferons maintenant ce qu'il se peut pour obtenir la permission de quitter les Pays-Bas. Mais il est vraisemblable que ce prendra beaucoup de temps – des mois, comme je suppose« (Brief 757: 3²,562; dortige Übersetzung: Jetzt warten wir darauf, dass man uns die Genehmigung zur Ausreise aus den Niederlanden erteilt. Aber wahrscheinlich wird es lange dauern – Monate, wie ich vermute; vgl. auch Brief 760: 3²,567–569). Vom 24. 7. datiert die offizielle Bestätigung des Karmel von Le Paquier zur Vorlage bei den Behörden, dass Edith Stein »le dimanche cinq juillet mil neufcent quarante deux, par acte capitulaire, à l'unanimité des voix à faire partie de la communauté pendant un temps illimité« (Briefdokument 758: 3²,564, wörtlich übersetzt: am Sonntag, 5. Juli 1942, durch einstimmigen Kapitelsbeschluss auf unbegrenzte Zeitdauer Mitglied der Gemeinschaft wurde). Ihr letzter erhaltener Brief aus dem Echter Karmel berichtet am 29. 7. sozusagen geistlich »ergebnisoffen«: »Die Schweiz will meiner Schwester und mir die Tore öffnen, da das einzige Karmelkloster unseres Ordens dort im Land – Le Paquier, Kanton Fribourg – mich aufnehmen will und ein Karmelittinnenkloster III. Ordens, 1 St[unde] davon entfernt, meine Schwester. Die beiden Häuser haben sich der Fremdenpolizei gegenüber verpflichtet, lebenslang für uns zu sorgen. Es ist aber noch sehr die Frage, ob wir die Erlaubnis zur Ausreise bekommen. Jedenfalls dürfte es sehr lange dauern. Ich wäre nicht traurig, wenn sie nicht käme: Es ist ja keine Kleinigkeit, zum 2. x [Mal] eine liebe klösterliche Familie zu verlassen. Aber ich nehme es an, wie Gott es fügt« (Brief 760: 3²,567). Am 3. 8. teilt Borsinger »grünes Licht« mit und schickt die Zustimmung des zuständigen Bischofs zum Übertritt mit (vgl. Briefe 761.764: 3²,568–560.570–571). Doch am selben Tag weist die Fremdenpolizei förmlich mit allgemeiner Begründung das Einreisegesuch ab (vgl. Briefdokument 763: 3²,569–570). Am 4. 8. übermittelt der Pfarrer von Bergzabern je eine erforderliche Taufurkunde nach Echt und »auf Ihren Wunsch« auch nach Le Paquier. Zeitgleich kann Edith Stein aus »Baracke 36, Westerbork« noch nach Echt mitteilen, dass sie mit einer Reihe Bekannter zusammen ist, sie aber nicht dort bleiben könnten, und erinnert daran, mit dem Schweizer Konsul in Verbindung zu treten (vgl. Briefe 762.766: 3²,569.572–573). Letzte Interventionen tragen dann zwar doch noch zur völlig verspäteten Zustimmung der eidgenössischen Behörden bei, wobei die entscheidende Ausreisegenehmigung durch die niederländischen Besatzungsbehörden immer unwahrscheinlich geblieben war (vgl. Briefe 769.770.772.773.775–777: 3²,576–577.579–581.582–584).





man nur von innen her leben kann. Innigste Grüße an alle. Wir schreiben wohl bald wieder« (Brief 766 [4. 8. 1942]: 3²,572). Neben der Bitte um das Notwendigste und mögliche praktische Dinge offenbart Edith Steins letzte Mitteilung am 6. August (dem Fest der Verklärung Christi) an die Schwestern in Echt, gleichsam im Nebensatz und im Ton des Selbstverständlichen, aber gerade darum so tragfähig, das zentrale Motiv ihres Lebens: »Konnte bisher herrlich beten« (Brief 768 [6. 8. 1942]: 3²,575). In diesem knappen Satz schließt sich der große Spannungsbogen ihres Lebens und ihres Glaubensweges, der mit dem Mädchen begonnen hatte, das sich »das Beten ganz bewußt und aus freiem Entschluß abgewöhnt« hatte (1,109) und sich u. a. unter dem Eindruck der stillen Beterin im Frankfurter »Dom« (vgl. 1,333) in die entgegengesetzte Richtung zu wenden begann.⁹ Diese letzte erhaltene Briefkarte endet mit einer Ahnung des Kommenden: »Morgen früh geht 1 Transport (Schlesien oder Tschechoslowakei??)« (Brief 768 [6. 8. 1943]: 3²,574). Tatsächlich startet anderntags die letzte, diesmal von ihnen nicht geplante Reise auch der Schwestern Stein mit der Deutschen Reichsbahn, offensichtlich (noch) in einem verriegelten und bewachten Personenwaggon, der fahrplanmäßig das Reichsgebiet eher meidet und deshalb nur Süddeutschland durchquert. Daher ermöglicht ein kurzer, ungeplanter Halt im Knotenbahnhof Schifferstadt/Pfalz (die weitere Fahrtroute ab Frankfurt am Main ist noch nicht geklärt)¹⁰ Edith Stein letzte Kontaktaufnahmen mit zufällig anwesenden Passanten, denen sie Grüße an Bekannte übermitteln und wohl auch ein nicht erhaltenes Zettelchen mit der Notiz »Unterwegs ad orientem«¹¹

⁹ Dies bekunden vielfache diesbezügliche Äußerungen in Korrespondenz (ESGA 1–4) und Werk Edith Steins. Die Bemerkung aus Westerbork folgt im Anschluss an ihre Bitte um den nächsten Band des Breviers. Hierin wird klar, dass für sie persönliches und liturgisches Beten kein Selbstzweck ist, sondern Menschen und Situationen wesentlich umfasst. – Am 6. 8. feiert die katholische Liturgie das Fest der »Verklärung des Herrn«. Edith Steins letzter Brief trägt allerdings am Umschlag den Poststempel 10. 8. (vgl. 3²,575 – Gedenktag des Märtyrers Laurentius), kam also erst zu einem Zeitpunkt an, als die Echter Priorin bereits informiert war: »Wij hebben zoo juist vernomen dat ze naar Auswitsch [sic!] gaan, in Duitsland, an de grens van Polen (een reis van 3 dagen)« (Brief 771 [8. 8. 1942]: 3²,578) [Übersetzung: »Gerade hören wir, dass sie nach Auschwitz kommen, in Deutschland, an der Grenze zu Polen (eine Reise von 3 Tagen)«].

¹⁰ Edith Stein benutzte für ihre Reisen fast ausschließlich die Bahn. Vgl. die Dokumentation dieses Transportes (bis Frankfurt/Main) bei Joachim Feldes: *Edith Stein und Schifferstadt*. Schifferstadt 2011.

¹¹ Vgl. zuletzt M. Amata Neyer: Edith Stein als Karmelitin, in: Joachim Meisner (Hg.): *Edith Stein. Teresia Benedicta a Cruce. Jüdische Christin und christliche Jüdin*. Kevelaer





aushändigen kann. An diesem Tag beantwortet das Schweizer Konsulat in Amsterdam die Eingabe des Konventes vom 3. August mit dem Hinweis, diese dringlich nach Bern weitergeleitet zu haben (vgl. Brief 769 [7. 8. 1942]: 3², 576). Nach einer zunächst negativen Antwort (vgl. Brief 772 [11. 8. 1942]: 3², 579–580) erhalten die Schwestern am 9. September die Visa für Edith und Rosa Stein (vgl. Briefe 775–777: 3², 582–584). Trotz der diesmaligen Eile der Behörden ist es längst zu spät; ob die Besatzungsbehörden diese legale Ausreise bereits internierter Personen noch genehmigt hätten, ist angesichts der Willkür eine berechnete Frage. Der Transport trifft aller Wahrscheinlichkeit nach am 9. August im berühmt-berüchtigten Bahnhof des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau ein. Nur ein Bruchteil der Namen auf den betreffenden Transportlisten von Westerbork taucht dort nochmals auf, registriert als arbeitsfähig. Es fehlen diejenigen, die sofort und unregistriert in die Gaskammern getrieben werden: alle Frauen und Kinder und die meisten Männer, unter ihnen Edith Stein. Dieses gewaltsame und spurlose¹² Ende hat sie nicht gesucht und auf ihre Weise angenommen.¹³ Es reiht sie ein in die Millionen Opfer der »Schoah«.

»ALLES, WAS ICH BIN, GEHÖRT DEM STAAT«

»Mitten in unser friedliches Studentenleben hinein platzte die Bombe des serbischen Königsmordes. Der Juli war erfüllt von der Frage: Wird es zu einem europäischen Kriege kommen? Alles sah danach aus, als ob ein schweres Gewitter heraufzöge. Aber wir konnten es nicht fassen, dass es wirklich dazu kommen sollte. Wer im Krieg oder nach dem

2006, 47. Die glaubwürdig bezeugte Aufschrift dieses letzten Zettels (wohl aus demselben Kalenderchen, das Edith Stein bei ihrer Verhaftung in der Habittasche trug, vgl. 3², 573) lautete: »Grüße von Schwester *Benedicta a Cruce*. *Unterwegs ad orientem*« (Joachim Feldes, *Edith Stein und Schifferstadt*. 2011, 396).

¹² Manchmal würdigt katholische Reliquienfrömmigkeit diesen Umstand des spurlosen Verschwindens ohne Leichnam und Grab zu wenig angemessen, indem es ihn durch »Materialfülle« kompensieren möchte.

¹³ Vgl. die Formulierung ihres Testaments: »den Tod, den Gott mir zugeordnet hat.« In einem englischen Schreiben an das Ordensgeneralat zur Frage ihrer Profess in Echt nach Ablauf der Dreijahresfrist stellt sie fest: »I shall repeat my petition at the end of three years – i[d]e[st] December 31th 1941 – if I shall be alive then and in circumstances that allow to do so« (Brief 647 [13. 11. 1939]: 3², 406.407; dortige Übersetzung: Ich werde mein Gesuch am Ende der drei Jahre – d. h. am 31. Dezember 1941 – erneut einreichen, sofern ich dann noch am Leben bin und die Umstände es zulassen).





Krieg herangewachsen ist, der kann sich von der Sicherheit, in der wir bis 1914 zu leben glaubten, keine Vorstellung machen. Der Frieden, die Festigkeit des Besitzes, die Beständigkeit der gewohnten Verhältnisse waren uns wie eine unerschütterliche Lebensgrundlage. Als man schließlich merkte, dass der Sturm unaufhaltsam näherkam, suchte man sich den Verlauf klarzumachen. Das stand fest, dass er ganz anders sein würde als alle früheren Kriege. Eine so entsetzliche Vernichtung würde es sein, dass es nicht lange dauern könnte. In ein paar Monaten würde alles vorbei sein« (1,240). Diese gereifte, Vergleiche und Erklärungen suchende Nachbetrachtung aus dem zeitlichen Abstand von 20 Jahren steht in gewisser Spannung zur unmittelbar geäußerten patriotischen und – ihrem Charakter entsprechend – radikalen Begeisterung, zu der sich die junge, begabte, sensible und agnostische »preußische Staatsangehörige und Jüdin« (1,364) – so ihre Selbstbezeichnung im Lebenslauf ihrer Dissertation »Zum Problem der Einfühlung« (ESGA 5) – bei Kriegsausbruch mitreißen lässt: »... heute hat mein individuelles Leben aufgehört und alles, was ich bin, gehört dem Staat; wenn ich den Krieg überlebe, dann will ich es als neu geschenkt wieder aufnehmen« (Brief 7 [9. 2. 1917]: 4,43), zitiert sie sich selbst knapp zweieinhalb Jahre später. Im zeitgleichen Abstand wie vorhin klingt dasselbe noch pathetischer: »Ich habe jetzt kein eigenes Leben mehr«, sagte ich mir. »Meine ganze Kraft gehört dem großen Geschehen. Wenn der Krieg vorbei ist und wenn ich dann noch lebe, dann darf ich wieder an meine privaten Angelegenheiten denken« (1,243). Diesen totalen Anspruch des Staates auf ihr Leben begründet sie umgehend mit ausführlichen Erwägungen: »Völker sind ›Personen‹, die ihr Leben haben, ihr Werden, Wachsen und Vergehen. Es ist ein Leben jenseits des unsers, obwohl es das unsere mit in sich einbezieht. ... wir k ö n n e n uns unseres Verhältnisses zu dem Ganzen, dem wir angehören, bewusst werden ... und können uns freiwillig unterordnen. Je lebendiger und mächtiger dies Bewusstsein in einem Volke wird, desto mehr gestaltet es sich zum Staate. Staat ist selbstbewusstes Volk, das seine Funktionen diszipliniert. Da mir nun das Erstarken des Selbstbewusstseins mit einer aufsteigenden Entwicklungstendenz verbunden zu sein scheint so scheint mir die Organisation als ein Zeichen innerer Kraft und das Volk das vollkommenste (seiner Durchbildung als Volk, natürlich nicht seiner ›Charakteranlagen‹ nach), das am meisten Staat ist. Und ich glaube bei ganz objektiver Betrachtung sagen zu können, dass es seit Sparta und Rom nirgends ein so mächtiges Staatsbewusstsein gegeben





hat wie in Preußen und im neuen Deutschen Reich. Darum halte ich es für ausgeschlossen, dass wir jetzt unterliegen. Vielleicht erscheint Ihnen das alles als wüste Spekulation. Das ist es aber nicht. Reichlich unklar, das weiß ich, aber durchaus auf Phänomenen beruhend« (Brief 7 [9. 2. 1917]: 4,43). Dabei ist sie »gewiss keine kritiklose Optimistin« (Brief 14 [9. 4. 1917]: 4,53), die sinnlose, wachsende Grausamkeiten und irrationale Stimmungsschwankungen zwischen »Kriegspsychose« und »Siegesjubiläum« nicht wahrnehmen würde: »Eines meiner ersten niederdrückenden Kriegserlebnisse war der Anblick einer langen Reihe von Pferden, die für den Heeresbedarf eingefordert waren und durch die Straßen geführt wurden. Ich musste an eine große Saugpumpe denken, die alle Kraft aus dem Lande herausholte« (1,245). Sie kennt durchaus die »lastenden Kriegssorgen« (1,252) und bedauert einfache verwundete Soldaten: »Nun lagen sie da und litten, ohne zu wissen, wofür« (1,275).

Sobald es ihre Promotions- und ihre Staatsexamensvorbereitungen erlauben, und weil sie keine Soldatin werden kann und es nicht »besser haben« (1,263.287) will, meldet sie sich – vom 7. April bis zum 1. September 1915 (vgl. 1,265.299) zu ihrem persönlichen »Kriegsdienst« (1,263) in einem »Seuchenlazarett« (1,262) in Mährisch-Weißkirchen im verbündeten Nachbarland Österreich-Ungarn (heute das tschechische Hranice). Hier lernt sie auch, mit Menschen verschiedener Nationalitäten und Mentalitäten umzugehen, und schildert scharfsinnig, humorvoll, ja bühnenreif nationale Charaktereigenschaften (vgl. 1,274–277). Da werden »deutsche Begriffe vom ›Heldentum‹« und die örtliche Konditorei frequentierende österreichische »Leckermäuler« (1,277) in Offiziersuniform ironisch kontrastiert und das Wesen des »Reichsdeutschen« wie folgt schonungslos kommentiert: »Sie waren anspruchsvoll und kritisch, unsere Landsleute, und konnten einen ganzen Saal in Aufruhr bringen, wenn ihnen etwas nicht passte. Die ›wilden Völkerschaften‹ waren demütig und dankbar« (1,275). Besonders schwer hingegen trifft sie, die im Lazarett »das erste Mal ... jemanden sterben sah« (1,278), der Kriegstod ihres Mentors Adolf Reinach, Assistent ihres philosophischen »Meisters« Edmund Husserl, im November 1917 an der Westfront; leider sind dazu keine unmittelbaren Äußerungen Edith Steins erhalten. Sie kümmert sich lediglich mit um die Herausgabe seiner an der Front verfassten »religionsphilosophischen Notizen aus den letzten beiden Jahren, sehr schöne Sachen« (Brief 6 [9. 3. 1918]: 22,25). Dieses einschneidende Erlebnis wird – neben an-





deren – dazu beitragen, ihr respektvoll agnostisches Weltbild zu wandeln in eine immer dringlichere religionsphilosophische und auch persönliche Suche nach dem Glauben.

Noch Anfang 1917 erhofft sie vom – ihrer Meinung nach siegreichen – Kriegsende: »Dann wird mein liebes Preußen deutscher und damit zugleich auch mitteleuropäischer sein« (Briefe 2 + 3 [16. + 28. 1. 1917]: 4,35). Im Sommer vertritt sie die Meinung, »dass es jetzt wirklich Zeit zum Friedensschluss ist, weil die Probleme, die erst durch ihn oder nach ihm gelöst werden können, keinen Aufschub mehr dulden« (Brief 19 [22. 6. 1917]: 4,60). Zugleich zeigt sie sich im Zuge ihrer zermürbenden Tätigkeit als Husserls Assistentin »schon lange bedrückt ... , dass ich gegenwärtig nichts ›fürs Vaterland tue‹« (Brief 6 [3. 2. 1917]: 4,38). Grundsätzlich sieht sie sich in folgender Spannung stehen: »Augenblicklich liegt für mich zwar ein dicker Nebel vor allem, was zur politischen Lage gehört; aber ich denke, mal wird man doch wieder durchsehen. ... die Probleme, die zu lösen sind, übersteigen Menschenkräfte. Das glaube ich freilich auch, aber ich bin nicht davon abzubringen, dass die Weltgeschichte einen Sinn hat und sich durchsetzt, auch wenn kein Mensch da ist, der ihr den Weg vorzeichnen vermag. Welcher Spielraum hier dem Eingreifen des Einzelnen offengelassen ist, darüber zerbreche ich mir schon lange den Kopf« (Brief 20 [6. 7. 1917] 4,62). Doch sie findet keine wirklich schlüssige Antwort und wagt erstmals einen unbefangenen Vergleich – möglicherweise unter Einfluss der religionsphilosophischen Notizen Reinachs: »Ich bemühe mich noch immer vergeblich zu verstehen, was für eine Rolle wir Menschen im Weltgeschehen spielen. ... Wir führen die Ereignisse herbei und tragen die Verantwortung dafür. Und doch wissen wir im Grunde nicht, was wir tun, und können die Weltgeschichte nicht aufhalten, auch wenn wir uns ihr versagen. Zu begreifen ist das freilich nicht. Übrigens rücken Religion und Geschichte für mich immer näher zusammen, und es will mir scheinen, dass die mittelalterlichen Chronisten, die die Weltgeschichte zwischen Sündenfall und Weltgericht einspannten, kundiger waren als die modernen Spezialisten, denen über wissenschaftlich einwandfrei festgestellten Tatsachen der Sinn für Geschichte abhanden gekommen ist. Auf Wissenschaftlichkeit erheben diese Aperçus natürlich keinen Anspruch« (Brief 28 [19. 2. 1918]: 4,72).





»REVOLUTION – ORDNUNGSGEMÄSS VOLLZOGEN«

Als sich 1918/19 »der große Zusammenbruch, das Ende des Krieges, die Revolution« (1,179) abzeichnet und ereignet, begrüßt sie dies als »Krisis« und »Wendepunkt in der Entwicklung des menschlichen Geisteslebens«. Diese vollziehe sich, wie sie ihrer Schwester Erna schon zuvor mitgeteilt hatte, »langsam und unter schmerzlichen Kämpfen – auf allen ... Lebensgebieten«: »Der neue Geist ist bereits da, und er wird sich zweifellos durchsetzen. ... Man spürt den Willen dazu ja auch in den politischen und socialen Kämpfen, in denen ja die treibenden Motive ganz andere sind als die abgestandenen Schlagworte, die die Leute dafür halten. Gutes und Böses, Erkenntnis und Irrtum sind auf a l l e n Seiten gemischt, und jede sieht auf seiner Seite nur das Positive und bei den andern nur das Negative. Die Völker wie die Parteien. Das wirbelt nun alles entfesselt durcheinander, und wer will wissen, wann wieder etwas Ruhe und Klarheit eintreten wird. Jedenfalls ist das Leben viel zu kompliziert, als dass man ihm mit einem noch so klug erdachten Weltverbesserungsplan zu Leibe rücken und ihm nun endgültig und eindeutig vorschreiben könnte, wie es zu gehen hat. ... Nur den Glauben möchte ich dir beibringen, dass die Entwicklung, deren Gang wir nur in sehr bescheidenen Grenzen vorausahnen und in noch viel bescheideneren Grenzen mitbestimmen können, letzten Endes eine gute ist« (Brief 10 [6. 7. 1918]: 22,32).

Phasenweise erfährt sie, dass »gewisse Zukunftsmöglichkeiten mir ganz unerträglich erscheinen wollen« (Brief 51 [6. 10. 1918]: 4,104). Sie fühlt sich »doch verwachsen mit dem, was jetzt zusammengebrochen ist, trotzdem ich in Opposition gegen das ›System‹ groß geworden bin und ihm niemals so kritiklos gegenübergestanden bin Und es ist sicherlich nicht das Wahre, wenn man plötzlich einer ganzen Geschichte den Rücken kehrt. Wenn man nur schon etwas klarer sehen könnte! Man ist ja doch wie betäubt« (Brief 56 [29. 10. 1918]: 4,110). Als sich die »Novemberrevolution« im Kaiserreich »ordnungsgemäß vollzogen hat«, reist sie am 12. November 1918 »ganz plötzlich ... entschlossen« (Brief 58 [12. 11. 1918]: 4,113) nach Breslau, wo »ich mich gleich kopfüber in die Politik gestürzt habe« (Brief 59 [18. 11. 1918]: 4,113–114): »Ich habe mich der neugebildeten Deutschen Demokratischen Partei angeschlossen, es ist sogar möglich, dass ich demnächst hier in den Parteivorstand gewählt werde. An den ›Errungenschaften der Revolution‹ kann ich freilich vorläufig noch keine Freude





haben, ich gehöre nicht zu denen, die leichten Herzens einen Strich durch ihre ganze Vergangenheit machen. Aber der Zusammenbruch des alten Systems hat mich davon überzeugt, dass es überlebt war, und wer sein Volk lieb hat, der will natürlich mithelfen, ihm eine neue Lebensform zu schaffen, und wird sich nicht einer notwendigen Entwicklung entgegenstemmen. Außer der Parteigründung beschäftigt mich die Aufklärungsarbeit, die notwendig ist, um die Frauen an die Wahlen heranzukriegen. Beides dient zunächst der Vorbereitung der [Weimarer] Nationalversammlung, die ja für uns jetzt die Lebensfrage ist.« Sofort schließt ein skeptischer Ton an: »Die Vielgeschäftigkeit schützt vor trüben Gedanken. Denn wenn ich mal zur Ruhe komme, dann wollen in mir immer Zweifel aufsteigen, ob es denn für uns – so ausgeblutet, wie wir jetzt sind – überhaupt noch eine Zukunft geben kann. Übrigens versuche ich, mir täglich wenigstens einige Stunden für philosophische Arbeit zu retten, weil ich so ein Leben der absoluten Dekonzentration auf die Dauer einfach nicht aushalten würde« (Brief 60 [30. 11. 1918]: 4,114). Während sie sich vorerst »weiter mit der Abfassung von Flugblättern und ähnlichen Scherzen« beschäftigt, sieht sie sich selbst grundsätzlich als »unverbesserliche ›Idealistin‹ und meine ganze politische Tätigkeit wird darauf gerichtet sein, den idealen Gesichtspunkten in der Praxis Geltung zu verschaffen« (Brief 62 [10. 12. 1918]: 4,118). Auch deshalb steigert sich alsbald ihre Skepsis zur Enttäuschung aus mehrfachen Gründen: »Auch sonst geht es mir nicht gerade gut. Die Politik habe ich satt bis zum Ekel. Es fehlt mir das übliche Handwerkszeug dazu: ein robustes Gewissen und ein dickes Fell. Immerhin werde ich bis zu den Wahlen [zur Nationalversammlung] aushalten müssen, weil es zuviel notwendige Arbeit gibt. Aber ich fühle mich gänzlich ent wurzelt und heimatlos unter den Menschen, mit denen ich zu tun habe.« Noch immer bzw. wieder hofft sie auf eine akademische Laufbahn: »In dem ›neuen Deutschland‹ – ›falls es ist‹ – wird ja die Habilitation keine prinzipiellen Schwierigkeiten machen« (Brief 63 [27. 12. 1918]: 4,119). Trotz eines Anfang 1920 erwirkten Runderlasses für das Land Preußen (vgl. Briefe 26 + 30: 22,50–51.56), schlicht die verfassungsmäßige Gleichberechtigung zu beachten, muss sie an frauenfeindlichen Intrigen und auch »bei dem ungeheuren Antisemitismus, der jetzt allgemein herrscht« (Brief 66 [11. 11. 1919]: 4,124), scheitern. Die herbe Enttäuschung darüber lässt ihre politische Begeisterung weiter abkühlen und ihre eindeutig politisch-philosophischen Hoffnungen auf den Neuanfang der Demokratie von Weimar





schwinden, die sich zunehmend als zersplittert und instabil erweist. All diese Erfahrungen verstärken ihr schon Anfang 1918 sich anbahnendes Empfinden, in der religiösen Sinnggebung eine tragfähigere Alternative zur politischen zu entdecken. »*Sie haben nicht ganz unrecht mit meiner Weltfremdheit, aber ich glaube in ganz anderem Sinn, als Sie es meinten. Ich stehe jetzt vor dem Übertritt zur katholischen Kirche.*« Diesen kurzen Bescheid erhält Roman Ingarden im Oktober 1921, zugleich mit der Bemerkung: »*Eben jetzt habe ich sehr schwere Tage. Für meine Mutter ist der Übertritt das Schlimmste, was ich ihr antun kann, und mir ist es schrecklich zu sehen, wie sie sich damit quält, und ihr nichts erleichtern zu können. Denn es gibt hier eine absolute Grenze des Verständnisses.*« Daran schließt sie eine grundlegende Selbst-Erkenntnis an über jenes Dilemma, das ihr diesen Weg bestimmt habe: »*Jedenfalls habe ich in den letzten Jahren mehr gelebt als philosophiert. Meine Arbeiten sind immer nur Niederschläge dessen, was mich im Leben beschäftigt hat, weil ich nun mal so konstruiert bin, dass ich reflektieren muss*« (Brief 78 [15. 10. 1921]: 4,143). Dies hindert sie keineswegs, politische Entwicklungen genau zu verfolgen, wie etwa ein gelegentlicher Seitenblick verrät auf »*München, wo das Pendel nach der Rätezeit natürlich sehr stark nach rechts gegangen ist*« (Brief 72 [6. 12. 1920]: 4,134).

Ihre weitere geistige Entwicklung zwischen diesen alternativen Möglichkeiten schlägt sich nieder in ihrer »*Untersuchung über den Staat*« (ESGA 7).¹⁴ Diese Ende 1920 schon »*ziemlich weit*« (Brief 72 [6. 12. 1920]: 4,134) ausgearbeitete »politische Summe« behandelt nun eingehend das Verhältnis von Staat, Recht und Werten und schließt mit

¹⁴ Zur ansonsten aufschlussreichen Einleitung (7,IX–XXVI) bleibt lediglich anzumerken, dass sie den jedenfalls im Schlussabschnitt (7,127–132) deutlichen Hintergrund der nicht nur religiösen, sondern schon christlichen Fragestellung (7,IX, Anm. 2) erkennt. Zeitlich (sofern man die Formulierung dieses Schlussabschnitts in die Zeit vor 1922 datiert), nicht aber inhaltlich gehen die Ausführungen »der Konversion Edith Steins zum katholischen Glauben und ihren damit einsetzenden ontologischen Überlegungen voraus« (ebd.). Die in ihren theoretischen Ausführungen nicht ausdrücklich erwähnten, inhaltlich wohl durchschimmernden Frustrationserfahrungen ihres politischen Engagements, das »frauenpolitisch« begründete Scheitern ihrer Habilitation, aber auch der ihrer Eingabe entsprechende Runderlass vermisst man ebenfalls in dieser Einleitung. Man beachte auch an dieser Stelle ihre Selbst-Erkenntnis (übrigens unmittelbar der ersten Mitteilung ihrer Entscheidung zum »Übertritt zur katholischen Kirche« [!] folgend, siehe unten Anm. 37): »*Meine Arbeiten sind immer nur Niederschläge dessen, was mich im Leben beschäftigt hat, weil ich nun mal so konstruiert bin, dass ich reflektieren muss*« (Brief 78 [15. 10. 1921]: 4,143).





dem Thema »Staat und Religion« (7,127–132). Edith Steins nahezu apodiktisches, im Nachhinein beklemmend die Zeitsituation nach 1933 (siehe unten) vorwegnehmendes Fazit lautet: »Der absolute Vorrang der religiösen Sphäre vor allen anderen und der dadurch geforderte absolute Gehorsam gegen Gottes Gebot sind allem Anschein nach unverträglich mit dem bedingungslosen Gehorsam, den der Staat für seine Befehle in Anspruch nimmt. ... Wir stehen hier vor zwei Herrschaftsansprüchen, die sich in ihrer Absolutheit gegenseitig ausschließen. ... Eine prinzipielle Lösung des in der Eigenart von staatlicher und religiöser Sphäre begründeten Konflikts gibt es nicht. Es ist nur ein faktischer Ausgleich möglich« (7,127). Wenn der Staat den Respekt vor dieser religiösen Sphäre »von sich aus in die Normierung seines Lebens auf[nimmt], so ist die Basis für ein faktisch reibungsloses Nebeneinanderbestehen des souveränen Staates und der religiösen Sphäre bzw. der Kirche gegeben« (7,128). Dabei erörtert sie die Idee der »Theokratie« als geeigneter Staatsform, diesen Konflikt auszugleichen, mit »dem wunderbaren Ergebnis, dass der Staat, der seiner Idee nach durch die religiöse Sphäre in seiner Existenz bedroht scheint, in der Realität gerade nur getragen von dieser Sphäre existieren kann. Welche Form die Staaten danach haben müssten, ob nur ein Inhaber der Staatsgewalt möglich sei oder mehrere und wie die Verteilung ihrer Funktionen vorzunehmen sei, darüber ist wiederum aus der Idee der Theokratie nichts zu entnehmen. Im Gegenteil, es müsste gerade von dem soeben gekennzeichneten Standpunkt aus jede empirisch aufzuweisende Staatsform als gottgewollt hingenommen werden« (7,129). Nach ausführlicher Betrachtung möglicher Konfliktformen und -lösungen hält sie in der Frage nach der »Pflicht« des Staates, »das religiöse Leben positiv zu fördern«, fest: »Die Möglichkeiten für solche positive Förderung sind ja beschränkt. Denn das religiöse Leben spielt sich in einer Sphäre ab, in der durch Gesetz und willkürliches Zugreifen überhaupt nichts geschaffen und nichts vernichtet werden kann. Doch kann das Gesetz, das selbst nicht schöpferisch ist, schöpferische Kräfte freimachen oder in ihrer Entfaltung hemmen. Indem man Einrichtungen trifft, die gewissen Individuen erst die Möglichkeit eröffnen, mit der religiösen Sphäre in Berührung zu kommen, schafft man »Gelegenheiten« für die Entzündung neuen religiösen Lebens, die man selbst nicht in der Hand hat« (7,132). Am Ende bleibt die Beziehung der Einzelperson zum Staat notgedrungen formal, während die religiöse Beziehung wesentlich tiefer greifen kann: »Die Frage, ob der Staat Träger eigener reli-





giöser Werte sein kann, ist nach den vorausgehenden Untersuchungen negativ zu beantworten. Denn die religiösen Werte gehören einer personalen Sphäre an, die dem Staat fehlt. An früherer Stelle sagten wir schon einmal, der Staat habe keine Seele. Und zwar darum, weil er nicht in der Seele der Personen verankert ist, die ihm angehören. Das darf nicht missverstanden werden. Es gibt eine Hingabe an den Staat, die Sache der Seele ist. Und ebenso sind es alle anderen Motive, die den einzelnen treiben, den Staat »anzuerkennen« oder sich ihm zu versagen. Aber diese Motive bilden, wie immer betont wurde, nur das Fundament, auf das die Existenz des Staates angewiesen ist. Sie sind gleichgültig für das, was der Staat als solcher ist. Denn das liegt ganz und gar in der Sphäre der Freiheit. Die Person spielt darin nur qua freies Subjekt eine Rolle, und nicht qua seelisches Wesen. Darum kann der Einzelne, der im Staate lebt, heilig oder unheilig sein und auch die Volksgemeinschaft, deren Leben er regelt, nicht aber er selbst« (7,132, vgl. 7,31).

Längst hat sie aktiv einen teilweise krisengeschüttelten Weg der »Wahrheitssuche« und auch Selbstfindung beschritten, der zu ihrer bewussten Erwachsenentaufe als katholische Christin (mit evangelischer Taufpatin) am 1. Januar 1922 in Bergzabern führt. Von nun an wird (christliche) Religionsphilosophie und -pädagogik ihr Leben bestimmen, wiewohl ihr Interesse an politischen und gesellschaftlichen Fragen und Entwicklungen nicht schwinden wird. Mit ihrer Taufe gehört sie gleich drei »Minderheiten« an, die schon im Kaiserreich, aber auch noch in der Weimarer Demokratie in unterschiedlicher Weise um ihre Anerkennung und Gleichberechtigung ringen müssen: Juden, Frauen und Katholiken.

»BEGREIFEN WIRD MAN ES NIE ...«

1939 steht Edith Stein in einer völlig veränderten Lebenssituation, die sie zugleich immer weiter in eine deutliche, kritische und scharfe politisch-theologische Auseinandersetzung zwingt. Sie ist in ihrem vorerst sicheren Exil angekommen und muss sich darin einrichten, ohne die Kontakte in die bisherige Heimat abreißen zu lassen. Unmittelbar vor ihrem Abschied zu Jahresende 1938 legt sie sich selbst und vor allem den Schwestern des Kölner Karmel in einem Beitrag zur Klosterchronik noch einmal Rechenschaft über ihren Weg und ihre Motive





ab; er datiert vom »4. Adventssonntag / 18. XII. 1938« (ESGA 1,345–362, hier 345). Mit dieser »Denkschrift« begibt sie sich – und wir uns zunächst mit ihr – zurück in die Ausgangslage des Jahres 1933. Die für diesen gesamten Zeitraum vorliegende breitere Quellenlage und ihre bisherige Auswertung in der Literatur erfordern und ermöglichen es, eingehender und präziser darzulegen, wie komplex und jeweils aktuell sich ihre Entscheidungen entwickeln.

Ausländische Medienberichte über »*Greuelthaten, die an Juden verübt worden seien*«, schildert sie viereinhalb Jahre später als Schlüsselerlebnis, welches sie zu einer ersten, ihr weiteres Leben und Handeln bestimmenden Intention und Erkenntnis führt: »*Es waren unverbürgte Nachrichten, ich will sie nicht wiederholen. Es kommt mir nur auf den Eindruck an, den ich ... empfang. Ich hatte ja schon vorher von scharfen Maßnahmen gegen die Juden gehört. Aber jetzt ging mir auf einmal ein Licht auf, dass Gott wieder einmal schwer Seine Hand auf Sein Volk gelegt habe, und dass das Schicksal dieses Volkes auch das meine war*« (1,346). Der – theologisch durchaus ambivalenten und fragwürdigen – Deutung der neuen Lage entspricht der Ruf zur (auch politischen) Solidarität als Betroffener mit ihrem eigenen betroffenen Volk. In dieser Haltung koppelt Edith Stein bewusst ihren eigenen weiteren Lebensentwurf an das Schicksal der Juden in Deutschland. Da sie – auch im Blick auf ihre Familie – in dieser Situation nicht ins Ausland gehen möchte, zieht sie aus dieser Situation zwei persönliche Konsequenzen, die aufs Engste zusammenhängen (was übersehen werden könnte): eine durchaus politische »äußere« und eine keineswegs weltflüchtige »eigentliche« und persönliche.

DER »ÄUSSERE SCHRITT«: APPELL AN PAPST PIUS XI.

Als erstes reift in ihr der Plan eines Appells an Papst Pius XI., angesichts der anlaufenden Entrechtung der Juden in Deutschland öffentlich zu intervenieren. Dieser durchaus politische Akt erinnert deutlich an ihre Situation und ihr Verhalten in Sachen Habilitation von Frauen (siehe oben) im damaligen deutschen »Schicksalsjahr« 1918/1919: »*Ich hatte in den letzten Wochen immerfort überlegt, ob ich nicht in der Judenfrage etwas tun könnte. Schließlich hatte ich den Plan gefasst, nach Rom zu fahren und den Heiligen Vater in Privataudienz um eine Enzyklika zu bitten. Ich wollte aber einen solchen Schritt nicht eigen-*





mächtig tun« (1,347). Als sich herausstellt, dass eine persönliche Vorsprache beim Papst nicht möglich ist, interveniert sie Anfang April 1933 brieflich bei Pius XI. Doch ihre Intervention bleibt offensichtlich ohne für sie erkennbare Reaktion; die Enttäuschung darüber ist Edith Stein noch viereinhalb Jahre später anzumerken: »*Ich weiß, dass mein Brief dem Heiligen Vater versiegelt übergeben worden ist, ich habe auch einige Zeit danach seinen Segen für mich und meine Angehörigen erhalten. Etwas anderes ist nicht erfolgt. Ich habe später oft gedacht, ob ihm nicht dieser Brief noch manchmal in den Sinn kommen mochte. Es hat sich nämlich in den folgenden Jahren Schritt für Schritt erfüllt, was ich damals für die Zukunft der Katholiken in Deutschland voraussagte*« (1,348–349). Hierbei mag überraschen, dass sie weder das schon im Juli 1933 abgeschlossene Reichskonkordat noch die berühmte einschlägige Enzyklika »Mit brennender Sorge« (1937) erwähnt, geschweige denn auch nur andeutungsweise als ihren Intentionen entsprechende Reaktionen und Maßnahmen wertet. Im Gegensatz zu mancher »stillen« vatikanischen Diplomatie der Protestnoten oder im deutschen Machtbereich zensierter öffentlicher Äußerungen blieben ihr diese sicher nicht verborgen. Auch ein Bedacht auf mögliche Zensur dieses Chronikbeitrages samt nachteiligen Folgen dürfte angesichts einer Reihe freimütiger Äußerungen darin als Begründung dieser Zurückhaltung ausscheiden. Vielmehr gilt es gerade hier, der Realität einer Folgenlosigkeit dieses Appells ins Auge zu sehen, die sie selbst ja offenkundig als solche empfunden hat, und ohne Verdrängen oder Beschönigen, aber auch ohne vorschnelle Verurteilung festzuhalten, »dass hier ... eine warnende und hellsichtige Stimme ohne eine deutlich hörbare und vor allem rechtzeitige Antwort verhallte, eine Stimme, die rückschauend als eine prophetische bezeichnet zu werden verdient«¹⁵.

»... DASS DIE KIRCHE CHRISTI IHRE STIMME ERHEBE«

Da die betreffende Korrespondenz von 1933 aus den vatikanischen Archiven seit 2003 veröffentlicht vorliegt, können wir darauf ausführ-

¹⁵ Felix M. Schandl: »*Ich sah aus meinem Volk die Kirche wachsen*«. Jüdische Bezüge und Strukturen in Leben und Werk Edith Steins (1891–1942). Sinzig 1990, 123. Für Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: Edith Stein. Die Kirche muss ihr Schweigen brechen, in: Freiburger Rundbrief N. F. 10/3 (2003) 173–175, 173 lässt »die außergewöhnliche





licher eingehen. Der Wortlaut wirkt auf dem Hintergrund dieses enttäuschenden Misserfolges durch Schweigen noch bedrückender und tragischer, sofern man sie selbst und ihre damalige Intention ernst nimmt. Zudem fällt auf, dass der Text ihrer Eingabe von 1933 ein wesentliches Stichwort nicht ausdrücklich nennt, mit dem ihr Chronikbeitrag von 1938 ihr zentrales Anliegen beschreibt. Hier bekundet sie, ursprünglich in Privataudienz unmittelbar um eine päpstliche Enzyklika bitten zu wollen, also eine inhaltlich entfaltete feierliche lehramtliche Stellungnahme in der »Judenfrage«. Da dies umständehalber nicht zu realisieren war, habe sie die Form eines versiegelten Briefes gewählt. Im ursprünglichen Text von 1933 hingegen erwartet die »Bittstellerin« (21)¹⁶ bei aller formellen Demut keine geistlich-theoretische Abhandlung dieser Art, sondern eine klare und knapp begründete inhaltliche Distanzierung und »Unterscheidung des Christlichen« (Romano Guardini) von Programm und Maßnahmen der Reichsregierung, eine »päpstliche« Entlarvung des wahren Charakters der Vorgänge und der handelnden Personen, was ja »auch im eigenen politischen Interesse der Kirche« liege. Die Form dieser Stellungnahme überlässt sie der Entscheidung des Adressaten.

Dabei ist nicht zu übersehen, dass Edith Stein sich zum einen mit einer inhaltlich dichteren Stellungnahme wenigstens mittelbar größere Reichweite erhofft, zum anderen natürlich den erwünschten Zweiteffekt päpstlich veranlasster Aufmerksamkeit für die bedrohliche Lage der Juden in Deutschland einkalkuliert. Es entsteht vor allem im zweiten Teil ihres Schreibens der Eindruck, dass sie dem Papst theologische Argumentationshilfen zur Wertung der konkreten Vorgänge an die Hand geben möchte (die sie später als offensichtlich ungenutzt vermissen wird). Möglicherweise resultiert das Stichwort »Enzyklika« von 1938 aus der Erfahrung der Enzyklika »Mit brennender Sorge« (1937) und ihrer Folgen, ohne dass sie diese als ihrem Anliegen entsprechend ansieht.

Hellsichtigkeit und der prophetische Charakter, der ihm – noch ganz am Anfang der katastrophalen und verbrecherischen Aktivitäten des Regimes – bereits eignet«, den Inhalt dieses Briefes in der Gegenwart »so brisant« werden, weshalb sie »die Anstrengung eines gerechten Urteils« anmahnt. Eine Mahnung an die Adresse jedweder vereinfachten Schuldzuweisung wie Exkulpierung.

¹⁶ Wiedergabe der folgenden Zitate aus dem Brief an Papst Pius XI. mit schlichter Angabe der Seitenzahl aus: Edith-Stein-Jahrbuch 10 (Würzburg 2004) 18–19; weitere Dokumente 19ff.





Knapp zwei Monate nach der Machtergreifung stellt sie dem »*Vater der Christenheit*« (18) die entscheidenden und unterscheidenden theologischen Fragen. Sie startet einen ersten, eindringlichen Appell, im Namen von »*Millionen von Deutschen*« jene dramatischen Vorgänge im Reich trotz Zensur und propagandistischer Täuschung »*mit offenen Augen*« (19) wahr- und auch nicht kommentarlos und unverantwortlich hinzunehmen, »*die jeder Gerechtigkeit und Menschlichkeit – von Nächstenliebe gar nicht zu reden – Hohn sprechen*« (18). Knapp, präzise und hellichtig beschreibt sie Vorgeschichte und Folgen der »Machtergreifung«: »*Jahre hindurch haben die nationalsozialistischen Führer den Judenbass gepredigt. Nachdem sie jetzt die Regierungsgewalt in ihre Hände gebracht und ihre Anhängerschaft – darunter nachweislich verbrecherische Elemente – bewaffnet hatten, ist diese Saat des Hasses aufgegangen. Dass Ausschreitungen vorgekommen sind, wurde noch vor kurzem von der Regierung zugegeben. In welchem Umfang, davon können wir uns kein Bild machen, weil die öffentliche Meinung geknebelt ist. Aber nach dem zu urteilen, was mir durch persönliche Beziehungen bekannt geworden ist, handelt es sich keineswegs um vereinzelte Ausnahmefälle*« (18). Konkret bezieht sie sich auf den gewaltsamen sogenannten »Boykott« jüdischer Geschäfte und Kaufhäuser am 1. April 1933 (einem Samstag), der aufgrund internationaler offener und diplomatischer Reaktionen (auch des Vatikans, was sie nicht wissen konnte) in der Folgezeit abgeschwächt wurde: »*Unter dem Druck der Auslandsstimmen ist die Regierung zu ›milderen‹ Methoden übergegangen. Sie hat die Parole ausgegeben, es solle ›keinem Juden ein Haar gekrümmt werden‹. Aber sie treibt durch ihre Boykotterklärung – dadurch, dass sie den Menschen wirtschaftliche Existenz, bürgerliche Ehre und ihr Vaterland nimmt – viele zur Verzweiflung: es sind mir in der letzten Woche durch private Nachrichten 5 Fälle von Selbstmord infolge dieser Anfeindungen bekannt geworden. Ich bin überzeugt, dass es sich um eine allgemeine Erscheinung handelt, die noch viele Opfer fordern wird. Man mag bedauern, dass die Unglücklichen nicht mehr inneren Halt haben, um ihr Schicksal zu tragen. Aber die Verantwortung fällt doch zum grossen Teil auf die, die sie so weit brachten. Und sie fällt auch auf die, die dazu schweigen*« (18).





»VERGÖTZUNG DER RASSE« –

»VERNICHTUNGSKAMPF« GEGEN CHRISTI »MENSCHHEIT«!

Mit diesem pastoralen und ethischen Augenmerk auf einzelne tragische Schicksale leitet sie über zu dem ausdrücklichen Hinweis, all dies gehe »von einer Regierung aus, die sich ›christlich‹ nennt« (19). Auf diese Weise nimmt sie in aller höflichen Form den Papst und seine lehramtliche Zuständigkeit für die Kirche und die Unterscheidung des Christlichen in die Pflicht, wie ihre weitere Formulierung verdeutlicht: »Seit Wochen warten und hoffen nicht nur die Juden, sondern tausende treuer Katholiken in Deutschland – und ich denke, in der ganzen Welt – darauf, dass die Kirche Christi ihre Stimme erhebe, um diesem Missbrauch des Namens Christi Einhalt zu tun« (19). Die Begründung erfolgt mit Hinweis auf Inhalte der dahinterstehenden Ideologie in Form rhetorischer Fragen, die sie theologisch zuspitzen. Schon die erste bringt den »Götzendienst« auf den Punkt: »Ist nicht diese Vergötzung der Rasse und der Staatsgewalt, die täglich durch Rundfunk den Massen eingehämmert wird, eine offene Häresie?« (19). Die zweite Frage spricht unzweideutig vom Ziel der Vernichtung und führt einen auf dem Hintergrund des christlich-jüdischen Verhältnisses und der Rassenideologie hervorstechend originellen, für Edith Stein jedoch charakteristischen Gesichtspunkt ein: »Ist nicht der Vernichtungskampf gegen das jüdische Blut eine Schmähung der allerheiligsten Menschheit unseres Erlösers, der allerseligsten Jungfrau und der Apostel?« (19). Die dritte Frage schließt kategorisch jede (damals durchaus auch im kirchlichen Bereich vorhandene) Rechtfertigung und Herleitung antisemitischer bzw. antijudaistischer Haltungen und Taten von der Kreuzigung Christi aus, ohne das Stichwort auch nur zu nennen: »Steht nicht dies alles im äussersten Gegensatz zum Verhalten unseres Herrn und Heilandes, der noch am Kreuz für seine Verfolger betete?« (19). In der letzten Frage klingt, wenngleich indirekt, ihr zentrales Motiv an: »Und ist es nicht ein schwarzer Flecken in der Chronik dieses Heiligen Jahres, das ein Jahr des Friedens und der Versöhnung werden sollte?« (19).¹⁷ Sie schließt mit dem Ausblick auf jene bereits ange-

¹⁷ Aus Anlass des 1900-Jahr-Jubiläums von Tod und Auferstehung Jesu im Jahre 33 nach christlicher Zeitrechnung. Edith Stein besuchte die deshalb im Trierer Dom ausgestellte Reliquie des Gewandes Jesu am 10. August 1933: »Ich sah den heiligen Rock und erlebte mir Kraft« (1,356; vgl. Brief 269: 22,299f, Anm. 1): offensichtlich für ihren bevorstehenden Abschiedsbesuch bei der Familie in Breslau und für ihre Entscheidung.





mahnte verhängnisvolle Fehleinschätzung und seine Auswirkungen, auch im Hinblick auf den angestrebten Konkordatsabschluss: »Wir alle, die wir treue Kinder der Kirche sind und die Verhältnisse in Deutschland mit offenen Augen betrachten, fürchten das Schlimmste für das Ansehen der Kirche, wenn das Schweigen noch länger anhält. Wir sind auch der Überzeugung, dass dieses Schweigen nicht imstande sein wird, auf die Dauer den Frieden mit der gegenwärtigen deutschen Regierung zu erkaufen« (19). Der Appell mündet in eine Warnung vor bevorstehenden Kampfmaßnahmen gegen die Kirche, die sich alsbald bitter bestätigen wird: »Der Kampf gegen den Katholizismus wird vorläufig noch in der Stille und in weniger brutalen Formen geführt wie gegen das Judentum, aber nicht weniger systematisch. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird in Deutschland kein Katholik mehr ein Amt haben, wenn er sich nicht dem neuen Kurs bedingungslos verschreibt« (19).

WORIN BESTEHT »DAS EIGENTLICHE«?

»Obwohl es meiner Natur entsprach, einen solchen äußeren Schritt zu unternehmen, fühlte ich doch, dass dies noch nicht das ›Eigentliche‹ sei. Worin aber das Eigentliche bestand, das wusste ich noch nicht« (1,347). Seit 1928 pflegt sie jährlich die Karwoche und Ostern zurückgezogen im Benediktinerkloster Beuron zu verbringen, in dessen jungem Erzabt Raphael Walzer (1888–1966) sie einen kongenialen Geistlichen Begleiter gewonnen hatte. Diesmal will sie dort – und in Absprache mit ihm – ihren politischen Schritt organisieren (was auch geschieht) und sich über ihren persönlichen Weg klar werden. Noch bevor sie dort eintrifft, gelangt sie am Abend des 6. April 1933 an einen Ort, der ihr zu diesem Zeitpunkt offensichtlich völlig unbekannt ist und wo sie einer Antwort näher kommen wird: »In Köln unterbrach ich die Fahrt [nach Beuron] von Donnerstag Mittag bis Freitag früh. Ich hatte dort eine Katechumena, der ich bei jeder möglichen Gelegenheit etwas Zeit widmen musste. Ich schrieb ihr, sie möchte sich erkundigen, wo wir abends die ›Heilige Stunde‹ besuchen könnten. Es war der Vorabend des 1. Freitags im April, und in diesem ›Heiligen Jahr‹ 1933 wurde an allen Orten das Gedächtnis des Leidens unseres Herrn besonders feierlich begangen. Um 8 Uhr abends fanden wir uns zur Heiligen Stunde im Karmel Köln-Lindenthal ein. Der Priester ...



hielt eine Ansprache und kündigte an, dass von nun an jeden Donnerstag diese Andacht hier gehalten werden sollte. Er sprach schön und ergreifend, aber mich beschäftigte etwas anderes tiefer als seine Worte. Ich sprach mit dem Heiland und sagte ihm, ich wüsste, dass es Sein Kreuz sei, das jetzt auf das jüdische Volk gelegt würde. Die meisten verstünden es nicht; aber die es verstünden, die müssten es im Namen aller bereitwillig auf sich nehmen. Ich wollte das tun, Er solle mir nur zeigen, wie. Als die Andacht zu Ende war, hatte ich die innere Gewissheit, dass ich erhört sei. Aber worin das Kreuztragen bestehen sollte, das wusste ich noch nicht« (1,347–348). Fast zeitgleich formuliert sie in einem privaten Schreiben: »Unter dem Kreuz verstand ich [1933] das Schicksal des Volkes Gottes, das sich damals schon anzukündigen begann. Ich dachte, die es verstünden, dass es das Kreuz Christi sei, die müssten es im Namen aller auf sich nehmen. Gewiss weiß ich heute mehr davon, was es heißt, dem Herrn im Zeichen des Kreuzes vermählt zu sein. Begreifen wird man es nie, weil es ein Geheimnis ist« (Brief 580 [9. 12. 1938]: 3²,323). In Echt angekommen, wird sie ergänzen: »Menschlichen Trost gibt es freilich nicht, aber der das Kreuz auflegt, versteht es, die Last süß und leicht zu machen« (Brief 586 [3. 1. 1939]: 3²,329).

Hier erfahren wir fast nebenbei einiges über die Gebetsweise der späteren Karmelitin: Einfühlung in die Wirklichkeit verbunden mit einem sehr persönlichen, aufmerksamen Gegenüber zu Gott bzw. Jesus Christus – an Teresa von Ávila erinnernd – »wie zu einem vertrauten Gespräch« (1,332) mit einem Freund. Einfühlend identifiziert sie das (öffentlich erlebbare) Leiden ihrer jüdischen Mitbürger mit dem (als heilsbedeutend geglaubten) Kreuz Jesu Christi. Dies zu tun sei nicht jedem offenbar und daher verständlich und möglich. Doch die Minderheit der Verstehenden und »Eingeweihten« sieht sie zu stellvertretender Solidarität verpflichtet. Dazu erklärt sie sich selbst ausdrücklich bereit. Als »Resultat« erfährt sie sich in dieser Bereitschaft angenommen, noch ohne klares Wissen, wie. In diesem Fall wird eine nach zeitgenössischem katholischem Brauch gehaltene Andacht zwar mit vollzogen und inhaltlich wahrgenommen, doch innerhalb dieses Rahmens bleibt ein Freiraum für den entscheidenden persönlichen Austausch.

Diesem Wie kommt sie noch näher, als sie von Beuron nach Münster zurückkehrt. Hier wird sie konfrontiert mit der wachsenden Bedrohung für das Institut, dem sie erst seit 1932 angehört, und ihre eigene





berufliche Tätigkeit. Die »Machtergreifung« 1933 bedeutet das absehbare Ende ihrer beruflichen Möglichkeiten in Deutschland. Zwar wird das Gesetz zur »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933, das die unverzügliche Entfernung »nichtarischer« und missliebiger Beamter aus dem Staatsdienst anordnet und ermöglicht, sie formal, da nicht beamtet, nicht betreffen. Doch das Klima der Angst und des Druckes spüren sie und andere immer deutlicher: »Es wurde mir klar, dass man im Erziehungswesen am allerwenigsten Einflüsse dulden würde, die der herrschenden Richtung entgegenwären. Das Institut, an dem ich arbeitete, war ein rein katholisches ... So waren wohl seine Tage gezählt. Erst recht musste ich mit dem Ende meiner kurzen Dozentenlaufbahn rechnen.« Deswegen befolgt sie den Rat des Geschäftsführers am Institut: »Es wäre wohl am besten, wenn ich für diesen Sommer darauf verzichtete, Vorlesungen anzukündigen, und still im Marianum arbeiten würde« (1,349). Einen Monat später zeigt sie sich noch unentschieden: »Ich bin als Dozentin ›zur Disposition gestellt‹, rechne aber nicht mehr mit einer Rückkehr an das Institut. Was und wo ich im August sein werde, weiß ich vorläufig noch nicht« (Brief 256 [17. 5. 1933]: 2²,284). Doch alsbald ist ihr Fortgehen aus Münster »mein freier Entschluss« (Brief 270 [4. 8. 1933]: 2²,300). Die »Vertröstung« einer eventuellen Übernahme des Instituts durch die Kirche würde in ihren Augen nichts ändern: »Wenn es hier nicht mehr geht«, sagte ich, »so gibt es in Deutschland überhaupt keine Möglichkeit mehr für mich« (1,350). Die Möglichkeit und ein konkretes Angebot, ins Ausland zu gehen, lehnt sie ab (vgl. 1,350.351).

»... NUN WAREN JA DIE HEMMENDEN MAUERN EINGESTÜRZT«

»Etwa 10 Tage nach meiner Rückkehr aus Beuron [nach Münster] kam mir der Gedanke: Sollte es nicht jetzt endlich Zeit sein, in den Karmel zu gehen? Seit fast 12 Jahren war der Karmel mein Ziel« (1,350). Geradezu intuitiv fällt ihr eine nunmehr möglich gewordene weitere Konkretisierung ihres persönlichen Schrittes ein. Nach der Schilderung ihres Weges und der Gegengründe in diesen zwölf Jahren konstatiert sie in geradezu freudiger Umkehrung des Bildes von Klostermauern: »Aber nun waren ja die hemmenden Mauern eingestürzt. Meine Wirksamkeit war zu Ende. Und würde meine Mutter mich nicht lieber in einem Kloster in Deutschland wissen als an einer Schule in





Südamerika?« (1,351). Ein Originalbrief Edith Steins erfordert allerdings hier anzumerken, dass ihre Mutter ursprünglich die gegenteilige Ansicht vertreten hat: »*Wenn auch meine Mutter jetzt der Überzeugung ist, dass sie mich lieber in Südamerika an einer Schule wüsste als hier im Kloster, so glaube ich doch, dass das später wesentlich anders aussehen wird*« (Brief 282 [18. 9. 1933]: 2²,312). Was sich 1933 noch als eigene Vermutung darstellt, ist 1938 zur rechtfertigenden rhetorischen Frage geworden; ob die Mutter ihre ursprüngliche Sicht in diesem Punkt beibehielt, ist uns nicht überliefert. Der Chronikbeitrag erwähnt nur den seit 1922 unverändert religiösen Konflikt in folgendem Wortwechsel der Mutter mit ihrer Tochter: »*Man kann also auch jüdisch fromm sein?*« »*Gewiss, wenn man nichts anderes kennen gelernt hat.*« »*Nun kam es verzweifelt zurück:* »*Warum hast du es kennengelernt? Ich will nichts gegen ihn [Jesus] sagen. Er mag ein sehr guter Mensch gewesen sein. Aber warum hat er sich zu Gott gemacht?*« (1,360). Edith Steins Bemerkungen in Originalbriefen dieser Zeit verraten allerdings einen vielschichtigeren, heftigeren und andauernden Konflikt (vgl. 3²,4–5.6.7.9.41.42.44.46 u. ö.).

Auf den Tag genau 12 Jahre vor Hitlers unrühmlichem Ende hält Edith Stein Zwiesprache, diesmal in Münster: »*Am 30. April – es war der Sonntag vom Guten Hirten – wurde in der Ludgerikirche das Fest des hl. Ludgerus mit 13stündigem Gebet gefeiert. Am späten Nachmittag ging ich dorthin und sagte mir: Ich gehe nicht wieder fort, ehe ich Klarheit habe, ob ich jetzt in den Karmel gehen darf. Als der Schlußsegen gegeben war, hatte ich das Jawort des Guten Hirten*« (1,351). Ihre Wahl fällt auf den erwähnten Kölner Karmel; offensichtlich kennt sie auch keinen anderen, und Versuche einer früheren Kontaktaufnahme zu einem solchen Konvent sind nicht überliefert. Mit Zustimmung Erzabt Walzers vereinbart sie unter Vermittlung beiderseits guter Bekannter dort eine Vorsprache für den 21. Mai 1933. Zuvor zerstreut die Vermittlerin ihre Bedenken: »*mein Alter (42 J[ahre]), die jüdische Abstammung, die Vermögenslosigkeit. Sie fand das alles nicht schwerwiegend. Sie macht mir sogar Hoffnung, dass ich hier in Köln Aufnahme finden könnte, da durch eine Neugründung in Schlesien Plätze frei würden. Eine Neugründung vor den Toren meiner Vaterstadt Breslau, war das nicht ein neues Zeichen des Himmels?*« (1,352). Im Vorgespräch bemerkt sie nach eigener Darstellung: »*immer war es mir, als hätte der Herr mir im Karmel etwas aufgespart, was ich nur dort finden könnte. Das machte Eindruck*« (1,353). Sie erwähnt als einzigen Ein-





wand den ihrer späteren Priorin: »Mutter Teresia hatte nur das Bedenken, ob man es verantworten könne, jemanden aus der Welt fortzunehmen, der draußen noch viel leisten könne« (1,353). Am 19. Juni hält sie das Telegramm in Händen: »Freudige Zustimmung. Gruß Karmel«. Schon jetzt ist »meine spätere Versetzung in den schlesischen Karmel vorgesehen« (1,355), wie auch ein Originalbrief belegt: »Ich habe Aussicht, von hier aus später in eine Neugründung nach Breslau versetzt zu werden« (Brief 291 [17. 10. 1933]: 32,6). Bei ihrem Abschiedsbesuch (August bis Oktober) von der Familie in Breslau wird sie »in alle Freuden und Leiden der Klostergründung eingeweiht, durfte auch einmal ... den Bauplatz in Pawelwitz (jetzt Wendelborn) besichtigen« (1,357). Am 14. Oktober (nach der Ersten Vesper zum Fest der hl. Teresa von Ávila) wird sie »in die Klausur aufgenommen« (1,355, vgl. 362). Wiewohl sie anfangs (vgl. Briefe 262.279.281.282.284.291.298: 22,291.309.311.312.315; 3,22.31) sehr damit rechnet, dorthin versetzt zu werden, sollte sie Breslau und ihre Angehörigen – mit Ausnahme ihrer Schwester Rosa – nie wiedersehen.

»FREMDLING IN DER WELT«

Die politischen Umwälzungen des Jahres 1933 hatten Edith Stein nach eigenen Angaben noch mehr als bisher zu einem »Fremdling in der Welt« (1,351) werden lassen: »Abgesehen von meiner beruflichen Tätigkeit hatte ich in klösterlicher Zurückgezogenheit gelebt« (1,356). Fast im gleichen Atemzug allerdings zitiert sie in leicht koketter Sachlichkeit ihren besagten Geschäftsführer: er »sprach mir seine Bewunderung aus, dass ich so klar sähe, obgleich [ich] so zurückgezogen lebte und mich um die Dinge dieser Welt nicht kümmerte« (1,350). Ihr ist vollkommen klar, dass diese zurückgezogene Lebensform (Klausur) von gutkatholischen Christen ebenso wie von »religiös unmusikalisches« als »Weltflucht« angesehen werden kann, gerade unter den gegebenen Umständen. In der Sicht ihrer jüdischen Angehörigen könnte dieser Eintritt sogar als »Verrat« ausgelegt werden. »In Breslau fand ich natürlich vieles verändert, die Bekannten z. T. schon aufgebrochen, z. T. in der Vorbereitung zum Aufbruch. Meine Angehörigen neigen fast alle dazu, in Deutschland zu bleiben, solange es irgend durchzuhalten ist« (Brief 291 [17. 10. 1933]: 32,6). Wohl auch deswegen zitiert ihr Chronikbeitrag eine Frage ihrer Nichte Suse, »damals 12 Jahre





alt, aber weit über ihre Jahre gereift und nachdenklich«, die das auf den Punkt bringt: »*Warum tust Du das jetzt?*« (1,359; Hervorhebung im Original). Sie »*möchte so gern allen, die ich draußen weiß, etwas von dem Frieden mitteilen, der uns geschenkt ist*« (Brief 291 [17. 10. 1933]: 3², 6). Edith Steins eigene Sicht und Bewertung ihres Schrittes fällt geradezu missverständlich positiv aus, was nur aus diesem inneren Zusammenhang des Motivs stellvertretender Solidarität Sinn ergibt: »*Ich war fast erleichtert, dass ich nun wirklich von dem allgemeinen Los mitbetroffen war. Aber natürlich musste ich überlegen, was ich weiter tun sollte*« (1,350).¹⁸ In entsprechender Weise äußert sie sich – im Zusammenhang mit ihrer ersten Sorge um ihre Angehörigen – gegenüber Vertrauten schon in Originalbriefen: »*Wenn die Zeiten nicht so traurig wären – ich persönlich hätte ihnen nur zu danken, weil sie mir nun endlich diesen Weg geöffnet haben*« (Brief 262 [ca. 20. 6. 1933]: 2²,292). »*Ich bin dem Umsturz, der mir diesen Weg frei machte, sehr zu Dank verpflichtet*« (Brief 271 [4. 8. 1933]: 2²,302). »*Der Umsturz war mir ein Zeichen des Himmels, dass ich jetzt den Weg gehen dürfe, den ich schon lange als den meinen angesehen hatte*« (Brief 291 [17. 10. 1933]: 3²,6). »*Ich bin jetzt an dem Ort, an den ich längst gehöre. Und es liegt mir sehr fern, denen einen Vorwurf zu machen, die mir den Weg frei gemacht haben*« (Brief 296 [20. 11. 1933]: 3²,12). »*Es war ja für mich durchaus kein neuer Entschluss, sondern nur die Ausführung eines sehr alten, wozu die Zeitverhältnisse den Anstoß gaben. Und für niemanden, der mir nahestand, bedeutet es einen Verlust, sondern alle sollen Anteil haben an dem Gewinn, den es mir bringt*« (Brief 159 [27. 11. 1933]: 4,235). Auf dieser Linie liegt auch ein – nur indirekt wiedergegebenes – Wort Edith Steins im Sammellager Westerbork. Der dort wohlmeinend gestellten Frage, ob man ihres bevorstehenden Abtransports als getaufter Jüdin wegen noch bei Behörden intervenieren sollte, entgegnet sie einem Zeugen zufolge so: »*Wiederum lächelte sie. ›Nein, nicht tun, bitte nicht tun.‹*« Weshalb eine Ausnahme

¹⁸ Eine ähnliche Formulierung gebraucht Erzabt Walzer in seiner erbetenen, recht deutlichen Stellungnahme an den Kölner Konvent vom 2. Juni 1933: »Bis vor kurzem war ich allerdings wegen ihrer Berufung zum tätigen Leben in der Frauenwelt gegen einen Klostereintritt. Nachdem ihr nun durch die äusseren veränderten Verhältnisse der freie Weg beinahe gebahnt ist, wehre ich mich nicht mehr gegen ihren Eintritt« (Edith Stein / M. Amata Neyer: *Wie ich in den Kölner Karmel kam*. Mit Erläuterungen und Ergänzungen von M. Amata Neyer. Würzburg 1994, 33). Höchst wahrscheinlich, dass Edith Stein sich darüber ausgetauscht hat.





für sie oder die Gruppe? War das nicht gerade Gerechtigkeit, dass sie keinen ›Nutzen ziehen‹ konnten aus ihrer Taufe? Wenn sie das Los der anderen nicht würde teilen können, würde ihr Leben vernichtet sein. Jetzt aber nicht.«¹⁹ Damit beantwortet sie auch jene Frage, die ihr ihre Nichte gestellt hatte. Die darin sich zeigende Haltung entspricht dem wirklichen Selbstverständnis eines Lebens in klösterlicher Klausur, gerade in guter Distanz in und für Welt und Menschen bewusst vor dem lebendigen Gott zu stehen und präsent zu sein. Darin kann Edith Stein selbst ihr »Eigentliches« nochmals verdeutlichen: »Wer in den Karmel geht, ist für die Seinen nicht verloren, sondern erst eigentlich gewonnen; denn es ist ja unser Beruf, für alle vor Gott zu stehen« (Brief 318 [14. 5. 1934]: 3²,35).

RINGEN »UM VERSTÄNDNIS DESSEN, WAS DA ÜBER EINEN HEREINBRACH«

»Die letzten Monate haben die deutschen Juden aus der ruhigen Selbstverständlichkeit des Daseins herausgerissen. Sie sind gezwungen worden, über sich selbst, ihr Wesen und ihr Schicksal, nachzudenken. Aber auch vielen andern jenseits der Parteien Stehenden hat sich durch die Zeitereignisse die Judenfrage aufgedrängt« (1,2). Dieser Nachdenken heischende Satz eröffnet das Vorwort (1,2–4) der großen autobiographischen Denkschrift Edith Steins, datiert »Breslau, »21. IX. 33« (1,4). Wie eingangs erwähnt, nimmt gerade die Karmelitin politische Stellung zur bedrängenden aktuellen Lage in ihren »Denkschriften«, auf die ich nun abschließend näher eingehe. Diesem Vorwort zufolge plant sie damit eine breit angelegte und für eine große Öffentlichkeit bestimmte und diese aufklärende Schrift, ganz auf der Linie ihres Appells an den Papst. Kraft ihrer eigenen Herkunft und ungeschminkten Erfahrungen im Familien- und Bekanntenkreis möchte sie dem »erschreckende[n] Zerrbild« (1,2) des »Juden« in den »programmatischen Schriften und Reden der neuen Machthaber« (1,2–3) nicht etwa eine »Apologie des Judentums« (1,3), ein idealisiertes und ebenso einseitig schön gefärbtes jüdisches Gegenbild gegenüberstellen. Herausgefordert vom »Kampf gegen das Judentum in Deutschland« im Gefolge

¹⁹ Übersetzung aus dem niederländischen Original bei Anne Mohr / Elisabeth Prégardier (Hgg.): *Passion im August. Edith Stein und Gefährtinnen: Weg in Tod und Auferstehung*. Annweiler ²1995, 105.





der »nationalen Revolution« (1,2) und in anderer Reihenfolge als im Brief an Pius XI. geht sie hier zunächst mit rhetorischen Fragen auf die Stehsätze antisemitischer Propaganda ein, insofern sie aus konkreten »Einzelfällen« resultieren: »Aber ist das jüdische Menschentum schlechthin die notwendige Auswirkung des ›jüdischen Blutes‹? Sind Großkapitalisten, schnoddrige Literaten und die unruhigen Köpfe, die in den revolutionären Bewegungen der letzten Jahrzehnte eine führende Rolle spielten, die einzigen oder auch nur die echtsten Vertreter des Judentums?« Die Antwort erfolgt klar und spricht die lebensweltlichen Erfahrungen ebenso an wie die nunmehr erforderliche Solidarisierung und pädagogische wie publizistische Klarstellung: »In allen Schichten des deutschen Volkes werden sich Menschen finden, die diese Frage verneinen: Sie sind als Angestellte, als Nachbarn, als Schul- und Studiengefährten in jüdische Familien hineingekommen; sie haben dort Herzensgüte, Verständnis, warme Teilnahme und Hilfsbereitschaft gefunden; und ihr Gerechtigkeitssinn empört sich dagegen, dass diese Menschen jetzt zu einem Paria-dasein verurteilt werden. Aber vielen andern fehlen diese Erfahrungen. Vor allem wird der Jugend, die heute von frühesten Kindheit an im Rassenhaß erzogen wird, die Gelegenheit dazu abgeschnitten. Ihnen gegenüber haben wir, die wir im Judentum groß geworden sind, die Pflicht, Zeugnis abzulegen.« Nachdrücklich verweist sie darauf, dass es »Berufener« gäbe, die »Idee« des Judentums«, den »Gehalt der jüdischen Religion« oder die »Geschichte des jüdischen Volkes« darzulegen: »... wer sich darüber unterrichten will, der findet eine ausgebreitete Literatur vor.« Sie selbst »möchte nur schlicht berichten, was ich als jüdisches Menschentum erfahren habe, ein Zeugnis neben anderen, die bereits im Druck vorliegen oder in Zukunft erscheinen werden. Wem es darum zu tun ist, sich unbefangen aus Quellen zu unterrichten, dem will es Kunde geben« (1,3).

»KAMPF GEGEN DEN ANTICHRIST«

Es fällt auf, dass Edith Stein weder in ihren Briefen noch in irgendeiner der nachgelassenen Schriften direkt den Namen Hitlers erwähnt. Das könnte an der Rücksicht auf mögliche Zensur liegen, aber auch eine Abscheu dokumentieren, diesen Namen in den Mund zu nehmen. Einzig in diesem Vorwort legt bzw. zitiert sie ihn – in einer entscheidenden Frage – im Munde einer anderen Person: »Wenn ich nur wüss-





te, wie Hitler zu seinem furchtbaren Judenhass gekommen ist!«, sagte eine meiner jüdischen Freundinnen in einem jener Gespräche, in denen man um Verständnis dessen, was da über einen hereinbrach, rang« (1,2). Dem Papst hatte sie zu diesem Zeitpunkt längst ihre persönliche, theologisch begründete Antwort mitgeteilt; an dieser Stelle, für eine andere Öffentlichkeit, unterlässt sie das, wohl auch, weil ihre Deutung hier sehr befremdend und vereinnahmend geklungen hätte. Doch offenbaren die in den folgenden Denkschriften und Wortmeldungen verwendeten Anspielungen auf und vergleichenden Symbolnamen für Hitler und das »Dritte Reich« ihre »politische Theologie« in diesen schweren Zeiten. Schon kurz nach ihrem Eintritt bezeichnet Edith Stein in ihrer vermutlich ersten Ansprache an den Kölner Konvent (eine solche zu halten ist für eine Postulantin wie sie absolut unüblich) im November 1933 Hitler und sein Regime verschlüsselt, aber deutlich und durchaus noch hoffnungsfroh mit dem Namen einer negativen Figur aus einem Szenario der biblischen Apokalypse: »Der Anblick der Welt, in der wir leben, Not und Elend und der Abgrund menschlicher Bosheit, ist geeignet, den Jubel über den Sieg des Lichts immer wieder zu dämpfen. Noch ringt die Menschheit mit einer Schlammflut, und immer noch ist es eine kleine Herde, die sich daraus gerettet hat auf die höchsten Spitzen der Berge. Noch ist der Kampf zwischen Christus und dem Antichristen nicht ausgefochten. In diesem Kampf haben die Gefolgsleute Christi ihre Stelle. Und ihre Hauptwaffe ist das Kreuz« (20,111). Schon an dieser Stelle darf das Kreuz – von ihr keineswegs fundamentalistisch kurzschlüssig aufgefasst – als Gegenbild zum nationalsozialistischen Hakenkreuzsymbol verstanden werden. In ihrer »Untersuchung über den Staat« – wir erinnern uns dieser ihrer frühen »politischen Summe« – hatte Edith Stein nachweislich erstmals denselben Begriff theoretisch zitiert als Symbol für die Erörterung eines fundamentalen menschlichen Kontrastes, der nunmehr blutige Wirklichkeit werden sollte: »Wir stehen hier vor zwei Herrschaftsansprüchen, die sich in ihrer Absolutheit gegenseitig ausschließen. Es ist darum wohl verständlich, wenn der Staat den einzelnen Gläubigen, vor allem aber der sichtbaren und permanenten Verkörperung jenes seine Souveränität durchbrechenden Herrschaftsanspruchs – der Kirche – mit Misstrauen und gegebenenfalls mit offener Feindseligkeit begegnet. Andererseits kann man es verstehen, dass unter den Gläubigen immer wieder die Auffassung vom Staat als Antichrist auftaucht« (7,127). Noch dreimal fällt in ihren Denkschriften dieses Kernwort





ihrer politischen Theologie gegen den Nationalsozialismus, jeweils gemünzt auf das »Dritte Reich« und schließlich den Zweiten Weltkrieg. Im spannungsgeladenen Jahr 1939 – am Jahrestag der Machtergreifung war öffentlich im Falle eines neuen Weltkrieges die »Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa« angekündigt worden – übergibt Edith Stein zwei kurze Denkschriften an ihre Priorin in Echt, beide deutliche Reaktionen auf Tagesereignisse, die den Krieg heraufbeschwören: wenige Tage nach Zerschlagung der Tschechoslowakei und Errichtung des »Reichsprotektorates Böhmen und Mähren« sowie der »Rückführung« des litauischen Memellandes bietet sie sich am »Passions-sonntag, 26. III. 39« *»dem Herzen Jesu als Sühnopfer für den wahren Frieden«* an mit der ausdrücklichen und helllichtigen Intention: *»dass die Herrschaft des Antichrist, wenn möglich, ohne einen neuen Weltkrieg zusammenbricht und eine neue Ordnung aufgerichtet werden kann. Ich möchte es heute noch, weil es die 12. Stunde ist. Ich weiß, dass ich ein Nichts bin, aber Jesus will es, und Er wird gewiss noch viele andere dazu rufen«* (1,373 = Brief 608: 3²,359). Wenig später, am 9. Juni, formuliert ihr provisorisches »Testament« (1,374–375) den klaren und eindeutigen Wunsch, Gott möge ihr *»Leben und Sterben annehmen«*, u. a. ausdrücklich *»für die Rettung Deutschlands und den Frieden der Welt«*; sie selbst wolle *»den Tod, den Gott mir zugedacht hat, in vollkommener Unterwerfung unter seinen heiligsten Willen mit Freuden«* entgegennehmen (1,375). Dass es ein anonym, industrieller, grausamer Tod mit Millionen anderen werden würde, ist zu diesem Zeitpunkt ihr selbst noch unbekannt. Hier offenbart sie einmal mehr ihre patriotisch-politische Intention – im Anschluss an jene berühmte geworden, durch ihre Selbstsicht bedingte, im jüdisch-christlichen Verhältnis jedenfalls durchaus problematische Formulierung: *»Ich bitte den Herrn, dass Er mein Leben und Sterben annehmen möchte zu Seiner Ehre und Verherrlichung, für alle Anliegen der heiligsten Herzen Jesu und Mariae und der Heiligen Kirche, insbesondere für die Erhaltung, Heiligung und Vollendung unseres heiligen Ordens, namentlich des Kölner und des Echter Karmel, zur Sühne für den Unglauben des jüdischen Volkes und damit der Herr von den Seinen aufgenommen werde und Sein Reich komme in Herrlichkeit, für die Rettung Deutschlands und den Frieden der Welt, schließlich für meine Angehörigen, Lebende und Tote, und alle, die mir Gott gegeben hat: dass keines von ihnen verloren gehe«* (1,375). Als dann mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg unwiderruflich ausgebrochen ist,





wiederholt sie in einer Ansprache am Fest Kreuzerhöhung (14. September 1939) diese Warnung mit deutlicher und emotionaler Zuspitzung: »Mehr als je ist heute das Kreuz das Zeichen, dem widersprochen wird. Die Anhänger des Antichrist tun ihm weit ärgere Schmach an als einst die Perser, die es geraubt hatten. Sie schänden die Kreuzbilder und sie machen alle Anstrengungen, das Kreuz aus dem Herzen der Christen zu reißen. Nur allzu oft ist es ihnen gelungen, auch bei denen, die wie wir, einst gelobt hatten, Christus das Kreuz nachzutragen. Darum blickt uns der Heiland heute ernst und prüfend an und fragt jede einzelne von uns: Willst du dem Gekreuzigten die Treue halten? Überlege es wohl! Die Welt steht in Flammen, der Kampf zwischen Christus und dem Antichrist ist offen ausgebrochen. Wenn Du Dich für Christus entscheidest, kann es dein Leben kosten« (20,119).²⁰ In einem Brief bringt sie erneut, wie schon während des Ersten Weltkrieges, eine geschichtsphilosophische Betrachtung zum Ausdruck. Sie nimmt wahr, »dass alle alten Kriegserinnerungen auftauchen und dass man den Gegensatz von jetzt u[nd] damals stark empfindet. Und es ist heute für uns nicht möglich, mit ungeteiltem Herzen die Ereignisse zu verfolgen. ... Ich fühle mich jetzt immer in die napoleonische Zeit versetzt und kann mir vorstellen, in welcher Spannung man damals an allen Enden Europas gelebt hat. Ob wir wohl noch erleben werden, dass die Ereignisse unserer Tage ›Geschichte‹ werden? Ich habe großes Verlangen, all das einmal im Licht der Ewigkeit zu sehen. Denn das erkennt man doch immer klarer, wie blind wir für alles sind. Man staunt, wie verkehrt man vieles früher angesehen hat und begeht doch im nächsten Augenblick wieder den Fehler, sich ein Urteil zu bilden, ohne dass man die nötigen Grundlagen dafür hat« (Brief 648 [17. 11. 1939]: 3²,408–409).

²⁰ An anderer Stelle definiert sie »Wahrheit« auch kirchenkritisch, wobei der genaue Zusammenhang nicht deutlich ist; die gängige Auffassung »hält weder vor meinem Gewissen noch vor meiner philosophischen Einsicht stand. Ich weiß, dass diese Auffassung die durchschnittliche ist. Eben das schmerzt mich so sehr. Ich sehe darin eine der Makeln der irdischen Kirche, die nicht der reinen Braut Christi angehören, sondern dem, was menschlich ist an ihr. Ich halte mich daran, dass Christus die Wahrheit ist und der Teufel der Lügner von Anbeginn. Lügen aber heißt nach meiner Auffassung, anderen oder sich selbst etwas anderes vorspiegeln als was man als wahr erkennt. Man ist nicht verpflichtet, jedem alles zu sagen, was man weiß. Aber wenn man jemandem etwas als wahr hinstellt, was man als unwahr kennt, so verleugnet man damit die Wahrheit« (Brief 674 [3. 7. 1940]: 3²,446).





ELIJA – »FÜHRER UND VATER« (DER KARMELITEN)

Besonders deutlich treten diese Perspektiven in den beiden früheren Denkschriften hervor, die sie – trotz Zensur und Reichsschrifttumskammer – von Köln aus noch veröffentlichen kann. In beiden dokumentiert sie riskant und zielstrebig die jüdischen Wurzeln und Bezüge des Karmelitenordens wie auch des Betens und der Liturgie der Kirche. Der 1935 überregional – im Monat vor ihrer ersten Ordensprofess am 21. 4.²¹ – erscheinende Beitrag »Über Geschichte und Geist des Karmel« (19,127–139) stilisiert zuerst den biblischen Propheten Elija in fast übertriebenem Ausmaß zur jüdisch-christlichen kritischen Kontrastfigur zum deutschen Machthaber. Wer und was gemeint ist, macht sie ihrer zeitgenössischen Leserschaft mit der subtilen, aber deutlichen dreimaligen Verwendung des obersten Titels des Reichskanzlers und zugleich im Karmelitenorden verwendeten Titels des ersten biblischen Propheten klar: »Wer mit der Kirchen- und Ordensgeschichte etwas näher vertraut ist, weiß allerdings, dass wir [Karmeliten] als unseren Führer und Vater den Propheten Elias verehren.« Nachdrücklich betont sie, »dass er für uns keine schattenhafte Gestalt aus grauer Vorzeit ist. Sein Geist ist durch eine lebendige Überlieferung unter uns wirksam und bestimmt unser Leben« (19,128). Damit macht sie stringent klar, wogegen die »Prophetensöhne«, die ihm als ihrem Führer folgen« (19,129–130), aktuell stehen (sollen): gegen den »götzendiennerischen König Ahab (3 Kön 17,1)« und den »Götzendienst des irreführten Volkes« (19,129). Deutlich klingen die zentralen Stichworte ihrer Eingabe von 1933 an: »Wenn Gott gebietet, dann tritt er vor den König hin, wagt es unerschrocken, ihm schlimme Botschaft zu melden, die seinen Hass wecken muß. Wenn Gott es will, dann weicht er vor der Gewalt aus dem Lande; er kehrt aber auch, ohne dass die Gefahr geschwunden wäre, zurück auf Gottes Geheiß« (19,130). Schonungslos apokalyptisch nennt sie wiederum die äußerste Möglichkeit beim Namen: »Nach dem Zeugnis der geheimen Offenbarung wird er wiederkehren, wenn das Ende der Welt naht, um im Kampf gegen den Antichrist für seinen Herrn den Märtyrertod zu erleiden« (19,130–131). Und geradezu als Kontrapunkt zur NS-Ideologie setzt sie das liturgische Fest des Propheten im Karmel am 20. Juli – 1944 wird an diesem

²¹ Am Tag nach »Führers Geburtstag«, wie auch ihre Ewige Profess am 21. 4. 1938; das spricht sie nicht an.





Tag das Stauffenberg-Attentat scheitern – in eine ökumenisch-interreligiöse Perspektive: »An diesem Tage ist das Kloster unserer Patres auf dem Berge Karmel, der die Eljahöhle birgt, das Ziel gewaltiger Pilgerscharen: Juden, Mohammedaner u[nd] Christen aller Konfessionen wetteifern in der Verehrung des großen Propheten« (19,131). 1937 erscheint dann erstmals »Das Gebet der Kirche« (19,44–58). Darin »führt sie unter ausdrücklicher Nennung jüdischer Quellen ... den jüdischen Hintergrund des Betens Jesu wie auch jüdische Wurzeln der eucharistischen Mahlfeier christlichen Lesern vor Augen – in zu ihrer Zeit fast einmaliger Weise und zudem unter wachsendem Risiko«²².

»IST'S DARUM WOHL, DASS ESTHER WIEDERKEHRT?«

Als Denkschrift anzusehen ist in diesem Zusammenhang auch ihre Dialogszene »Nächtliche Zwiesprache« vom 13. Juni 1941 (20,238–244) mit der »Hauptrolle« der »Königin Esther« als Identifikationsfigur ihres Stellvertretungsgedankens. Diese biblische Gestalt aus dem gleichnamigen Buch des Alten Testaments agiert (darin dem Propheten Elija ähnlich) durchaus politisch. Als seine (exil-)jüdische Gemahlin kann sie durch ihr Eintreten beim persischen König Artaxerxes die Abwendung einer ersten großen Judenverfolgung durch den hochrangigen Haman erwirken. Der Inhalt dieses Buches wird bis heute im freudigen jüdischen Purimfest gefeiert. Edith Stein lässt nun ihre Esther als nächtliche Pilgerin bei der »Mutter« (= Priorin) erscheinen und – mit endzeitlichen Anspielungen auf den Propheten Elija (vgl. 20,241.243) – sich und ihre Sendung offenbaren: »So hat aus Hamans Hand der höchste Herr / Durch Esther, seine Magd, sein Volk befreit. / ... Ja, ich ziehe durch die Welt, / Den Heimatlosen Herberg' zu erleben, / Dem stets vertrieb'nen und zertret'nen Volk, / Das doch nicht sterben kann« (20,241). Die »Mutter« erkennt dies alsbald und gelobt: »Die Königin des Karmel sendet dich, / Wo anders fände sie bereite Herzen, / Wenn nicht in ihrem stillen Heiligtum? / Ich nehm' es auf in meines Herzens Herberg'. / Verborgten betend und verborgen op-

²² Felix M. Schandl: »Den Heimatlosen Herberg' zu erleben ...«. Spurensuche nach Edith Stein und ihrer solidarischen Spiritualität angesichts gegenwärtiger Szenarien, in: Geist und Leben 65 (Würzburg 1992) 329–350, 333.





fernd / Hol' ich es heim an meines Heilands Herz« (20,244). Mit anderen Worten: die Schwestern, der Karmelitenorden, ja die ganze Kirche sollen das Geschick des jüdischen Volkes zu ihrer Herzensangelegenheit machen, gerade in der jetzigen Lage, die Edith Stein im Munde der »Mutter« so andeutet: »*Und heute hat ein and'rer Haman ihm [dem Judentum] / In bitt'rem Hass den Untergang geschworen. / Ist's darum wohl, dass Esther wiederkehrt?*« (20,241). Wiewohl diese Dialogszene nur für den internen Klosterbereich verfasst ist, nennt sie die Zeitsituation deutlich beim Namen. Mit anderen Worten: ihr phänomenologischer Blick auf die auch aktuelle politische Wirklichkeit ermöglicht ihr, in »rabbinischer Exegese« die Tradition kreativ und situationsbezogen zu aktualisieren. Edith Stein selbst hatte sich bereits in Köln mit dieser Gestalt – in ihrer spezifischen Interpretation und im Blick auf ihre zunehmend bedrängten Angehörigen – identifiziert: »*Ich muss immer wieder an die Königin Esther denken, die gerade darum aus ihrem Volk herausgenommen wurde, um für das Volk vor dem König zu stehen. Ich bin eine sehr arme und ohnmächtige kleine Esther, aber der König, der mich erwählt hat, ist so unendlich groß und barmherzig. Das ist ein so großer Trost*« (Brief 573 [31. 10. 1938]: 3²,318).

DER »HEIMLICHE KAISER«

In der Gestalt einer bekannten Figur des Jesuskindes verdichtet sich ihr intuitiv der Kontrast zwischen irdischer und göttlicher Macht und »Reichweite«. Bereits 1941 übersetzt sie einen Gebetstext zu diesem Bild, das ihr offenkundig viel bedeutet, mit sichtlichen Anstrengungen ins Niederländische (vgl. 20,389–393). Am 20. Jahrestag ihrer Firmung 1922 in Speyer schreibt sie der Priorin des benachbarten Konventes in Beek: »*Gestern kam mir vor dem Bildchen des Prager Jesulein auf einmal der Gedanke, dass es ja den kaiserlichen Krönungsstaat trägt und sicherlich nicht zufällig gerade in Prag mit seiner Wirksamkeit zum Vorschein gekommen ist. Prag ist doch Jahrhunderte hindurch der Sitz der alten deutschen bzw. »römischen Kaiser« gewesen und macht einen so majestätischen Eindruck, dass sich keine andere Stadt, die ich kenne, damit messen kann, auch Paris und Wien nicht. Das Jesulein kam gerade, als es mit der politischen Kaiserherrlichkeit zu Ende ging. Ist es nicht der »heimliche Kaiser«, der einmal aller Not ein Ende*





machen soll? Es hat ja doch die Zügel in der Hand, wenn auch die Menschen zu regieren meinen« (Brief 726 [2. 2. 1942]: 3²,520). Diese Deutung dürfte noch in einer aus Westerbork bezeugten Bemerkung mitschwingen: »Das liebe Jesuskind ist auch hier unter uns.«²³ Reaktionen aus der Prager Karmelfamilie gerade auf diese Äußerung bestätigen mir: Edith Stein deutet ungewöhnlich, hochpolitisch und keineswegs romantisch und doch sehr zutreffend dieses populäre Gnadenbild und Wallfahrtsziel zu Füßen der Prager Burg. Auf ihr kamen und gingen die Habsburger, die Präsidenten der Republik, auch die kommunistischen, selbst die sog. »Reichsprotektoren«. Heydrich etwa, der am 20. Januar 1942 die berüchtigte »Wannseekonferenz« über die »Endlösung der Judenfrage« geleitet hatte und ab Oktober 1941 – also auch zum Zeitpunkt dieses Briefes – dort sein furchtbares Besatzungsregime ausübte, starb, nach einem Attentat am 27. Mai schwer verletzt, acht Tage später. Die kleine, pompös geschmückte spanische Jesusfigur, entstanden aus der Tradition der besonderen Verehrung des Geheimnisses der Menschwerdung im Karmel, hat sie bislang alle überdauert.

Wie anfangs betont, sehen sich Menschen und demokratische Politiker derzeit weltpolitisch mit verstärkten Tendenzen zur Eskalation und Vortäuschung konfrontiert, die ernsthafte Friedensbemühungen torpedieren und zur Makulatur werden lassen. Wie mit diesen beängstigenden Perspektiven umzugehen ist, wie Feindbilder tatsächlich und nachhaltig abzubauen sind, wie stattfindende Gewalt angeprangert und überwunden werden kann und schließlich: welches Potential »jesuanische« und christliche Sicht dieser Wirklichkeit bietet – im Verein mit wirklichen und echten Vertretern anderer Religionen –, dazu finden wir bei dieser Karmelitin und ihrer Erfahrung zweier Weltkriege hinreichend Hinweise.

Felix M. Schandl O.Carm, Köln

²³ Joanna a Cruce OCD [Ida van Weersth]: *Das Jesulein im Theresianischen Karmel*. Wil 1965, 176. Diese Autorin ist besagte Priorin.

